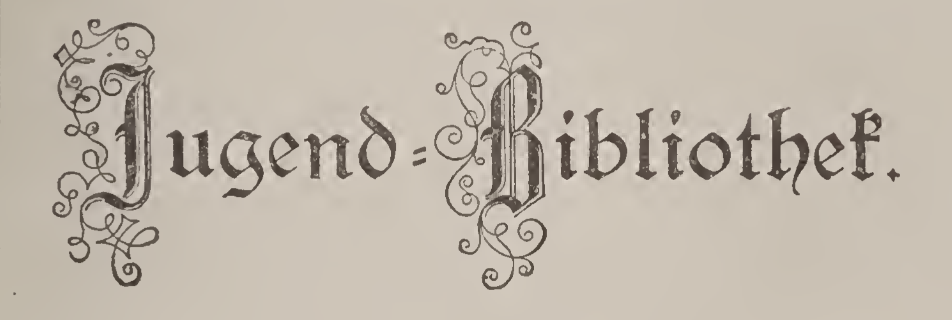
Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause.





Deutsche - Evangelische



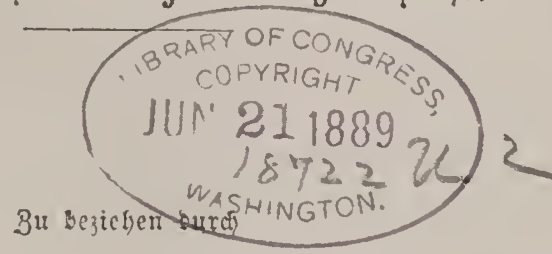
Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Siebentes Bändchen.

„Von der Blockhütte bis zum Weißen Hause."



Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Von der
Blockhütte bis zum Weißen Hause.

Im Juli 1881 trug der Telegraph nach allen Weltteilen hin die Schreckenskunde, daß James Garfield, der Präsident der Vereinigten Staaten, meuchlings überfallen und durch zwei Kugeln zu Boden niedergestreckt worden sei. Zwei Monate später folgte die Trauerbotschaft seines Ablebens. Es war ein Ereignis, welches allerwärts betäubend auf die Gemüter wirkte. Der Name des Ermordeten ging von Mund zu Mund. Nicht nur sein schrecklicher Tod durch die Hand eines Buben, sondern vielmehr sein thatenreiches Leben und erfolgreiches Wirken erregten ein Interesse, welches die Grenzen seines Vaterlandes weit überschritt. Und in der That, der ganze Lebensgang dieses Mannes von der Blockhütte seiner Eltern bis zum „Weißen Hause," dem Palaste des Präsidenten der Vereinigten Staaten, liefert ein Bild, welches an Bedeutung und Nachahmungswürdigkeit kaum seinesgleichen hat. Gewiß werden mir meine jungen Leser mit Spannung folgen, wenn ich sie im Geist nach dem 15 englische Meilen von Cleveland gelegenen Städtchen Orange im Staate Ohio führe, wo Garfield einst seine Geburtsstätte gefunden und die ersten Jahre seines Lebens zugebracht hat. Was wir erzählen, ist die Geschichte eines armen Bauernsohnes, der,

auf sich selbst angewiesen, durch Gottes Hilfe bis zur höchsten Würde, zum Oberhaupt einer großen Nation, emporgestiegen ist.

1. Die Kindheitsjahre Garfields.

Der Ort, auf den sich unsere Blicke richten, ist jetzt, da die Eisenbahnen das umfangreiche Gebiet unserer glorreichen Vereinigten Staaten kreuz und quer durchziehen, allerdings leicht zu erreichen. Zur Zeit der Geburt unsers Helden war es jedoch anders. Damals bildete die Gegend der Quellen des Ohio noch eine fast unzugängliche Wildnis, und es war sicher für die ersten Eindringlinge ein höchst gewagtes Unternehmen, sich in den Urwäldern dieses Distriktes ein Heim zu schaffen. Schon eine Reise nach diesen Wüsteneien bot eine solche Menge von Schwierigkeiten, daß ohne Zweifel manche Familie, hätte sie dieselben früher geahnt, daheim geblieben wäre. Wer jetzt diese Gegend besucht und die dortigen Naturschönheiten bewundert, kann sich kaum von den einstigen Zuständen eine Vorstellung machen.

Als armer Waisenknabe, 15 Jahre alt, war Abraham Garfield, der Vater des Präsidenten, hierher gezogen, hatte mehrere Jahre unter schwerer Arbeit und großen Entbehrungen in dieser Wildnis zugebracht, sich dann mit Elise Ballou ehelich verbunden und im Jahre 1830 ein Blockhaus bezogen, welches er sich selbst gebaut hatte. Selbst gebaut? fragt vielleicht mancher Leser ganz erstaunt, dem Maurer, Schreiner, Maler und Tapezierer vorschweben, gilt es, ein Gebäude herzustellen, wie wir es gewohnt sind.— Nun, damals im Urwalde baute sich ein jeder sein

Haus selbst; es war ja auch kein nach allen Regeln der Kunst aufgeführter Palast, sondern nur — eine Blockhütte. Sodann herrschte unter den ersten Ansiedlern aber auch eine Hilfsbereitschaft, wie wir sie heute schwerlich noch antreffen dürften, weder in den Städten, noch auf dem Lande. Man hielt es für selbstverständlich, seinen Arm dem zu leihen, der ihn nötig hatte. Wollte jemand ein Haus aufführen, so traf er nur die Vorbereitungen dazu, d. h. er fällte die nötigen Bäume, und dann erließ er die Einladung an die Nachbarn, an einem bestimmten Tage erscheinen zu wollen. Und sie kamen, die Axt auf der Schulter, — keiner blieb aus. Eine solche Zusammenkunft nannte man frolic, — ein Beweis, daß es ihnen Vergnügen bereitete, einmal einen Tag lang für den Nachbar zu arbeiten, denn an einem Tage wurde ein Blockhaus ganz bequem aufgerichtet. Das Ausfüllen der Ritzen zwischen den einzelnen Blöcken in den Wänden mit Moos und Lehm konnte der Eigentümer nachher ja allein besorgen.

Das Haus Garfields umfaßte eine Fläche von 30 Fuß Breite bei 20 Fuß Tiefe. Zum Dache desselben hatte man Bretter verwandt, die, dicht neben einander genagelt, zum besseren Halt noch mit einigen Querstangen waren belegt worden. Der Fußboden bestand aus behauenen Baumstämmen und erstreckte sich bis zu dem Platze, wo der aus Steinen und Lehm hergestellte Herd sich befand, über welchem ein pyramidenförmiger, aus Holz und Lehm errichteter Schornstein thronte. — Der untere Raum des Hauses, welcher nur durch eine Plankenthüre von der Außenwelt abgeschlossen und durch drei unscheinbare Fensterchen erhellt war, diente als Küche, Wohnstube und Schlafzimmer

für die Eltern, während die Kinder, ein Knabe von 9 und zwei Mädchen von 11 und 7 Jahren, nachts auf dem Dachboden auf Strohlager sich betteten. Ebenso waren die wenigen Möbel: ein halbes Dutzend dreibeiniger Stühle, ein roh gezimmerter Tisch und ein Bett, eben weil sie von der Hand Abrahams angefertigt waren, keineswegs von der feinsten Sorte.

Sicher würden manche unserer jungen Leser sich gesträubt haben, eine solch ärmliche Wohnung zu beziehen; aber Abraham und sein Weib waren zufriedene Leute. Als sie nun gar in die Lage kamen, sich 80 Acker Land kaufen zu können, schätzten sie sich vollends glücklich, zumal da ihr Schwager, Amos Boynton, nur sieben Meilen davon gleichfalls eine Farm aufgerichtet hatte. So viel ist gewiß, alle fanden hier ein glückliches Heim.

Abraham und sein Weib waren aber auch gottesfürchtige Leute; und das Wort Gottes war nicht nur für sie selbst eine tagtägliche Speise, sondern sie suchten auch schon frühe den göttlichen Samen in die jungen Herzen ihrer Kinder zu streuen. Einsam und von der Welt abgesondert, dienten sie dem Herrn in Einfalt und Aufrichtigkeit; und sowohl ihr Sohn Thomas, als auch ihre beiden Töchter waren nie glücklicher, als wenn die Eltern ihnen kleine Geschichten aus der Heiligen Schrift erzählten.

Die Geburt des jüngsten Sohnes, des nachherigen Präsidenten James Abraham Garfield, — am 19. November 1831 — war ein Jubeltag für unsere kleine Familie. Der Kleine wurde der Liebling aller und wäre vielleicht ein verhätscheltes, verzogenes Söhnlein geworden, wenn nicht Gott nach seinem weisen Ratschlusse es für nötig er-

achtet hätte, Tage schwerer Prüfung über das stille Heim dieser guten Leute zu verhängen. Und diese Tage begannen, als unser kleine Held noch keine zwei Jahre alt geworden war.

Eines Morgens war Abraham, wie gewöhnlich, in früher Stunde ins Feld zur Arbeit gegangen. Doch schon nach etlichen Stunden kehrte er in großer Aufregung und Bestürzung zurück.

„Der Wald brennt!“ rief er den Seinigen zu. „Kommt, Kinder — Thomas, Mehetabel! Kommt, helft mir!“

Ein Beil und eine Schaufel ergreifend, stürzte er, gefolgt von seinen beiden Kindern, wieder hinaus ins Freie, während er die Gattin, die nicht wenig erschrocken war, bei dem kleinen James zurückließ.

Ein Waldbrand ist ein großes Unglück. Mit wachsender Gier erfaßt das Feuer, vom Winde angehaucht, alle brennbaren Stoffe, die ihm in den Weg kommen. Kein Baum, kein Strauch, keine Hütte bleibt verschont. Das wußte der arme Farmer Garfield nur zu gut. Ihm blieb daher nichts anderes zu thun übrig, als alles Brennbare rings um seine Hütte abzuhauen und auszurotten und dadurch dem Feuer Halt zu gebieten. In Eilmärschen naht unterdes der feurige Riese, alles mit seinen Füßen zertretend. Das Geknister inmitten der Rauch- und Feuersäulen wird mit jedem Augenblicke hörbarer; und es ist, als ringe der arme Farmer vergeblich mit dem zur höchsten Wut gesteigerten Elemente um Leben und Eigentum. Rastlos arbeitet er weiter; er kämpft für die Rettung seines Weibes und seiner Kinder, seines Hauses und seines Hofes. Und während er mit wuchtigen Schlägen das um

stehende Gehölz niederhaut und einen Graben schaufelt, liegt daheim sein edles Weib auf den Knieen, ihr Flehen zum Throne der Gnade empor sendend. Endlich — der Graben ist fertig. Bis an den Rand desselben wälzt sich das Feuermeer; aber nun ists, als riefe eine Stimme: „Bis hierher und nicht weiter!“ Zum Glück ist auch der Wind umgeschlagen; die Flammen erlöschen. Nur noch eine dichte Rauchwolke hüllt die Gegend ein; — aber — Gott sei gepriesen! — die Hütte ist gerettet.

Der erschöpfte Farmer setzte sich, während noch der Schweiß von Stirne und Nacken rinnt, auf einen Baumstumpf, um auszuruhen und den frischen Wind um seine brennenden Wangen spielen zu lassen. Ach! der starke, breitschultrige Mann, der in seinem Leben noch keinen Tag krank gewesen war, bedachte nicht, daß die kühle Abendluft gefährlicher für ihn war, als das Feuer, welches er soeben besiegt hatte. Aber schon am Abend verspürte er, daß er sich eine heftige Erkältung zugezogen habe. Vom Fieber geschüttelt, warf er sich aufs Lager. In der höchsten Unruhe schickte die Gattin ihren Sohn Thomas zu ihrem Schwager Amos Boynton, und ihre Tochter Mehetabel zu einem andern Nachbar, der in dem Rufe stand, etwas von der Arzneikunde zu verstehen. Beide fanden sich fast zu gleicher Zeit ein. Aber trotz aller angewandten Mittel nahm die Krankheit zu, und schon am dritten Tage trat der Tod ein — für ihn selbst der Eingang in die ewige Ruhe, für die arme Familie aber der Anfang großer Kämpfe und Schwierigkeiten. Und als man seinen Leichnam in der Ecke eines Weizenfeldes in die Grube eingesenkt hatte, da war es stille, ganz stille in dem

Hüttlein geworden. Die drei ältesten Kinder saßen schweigend in einem Winkel, und die arme Witwe beugte sich über die Wiege ihres Jüngstgebornen.

Jetzt standen für die kleine Familie trübe Tage in Aussicht, denn zur äußern Stütze derselben blieben nur die schwächlichen Arme der Mutter. Sowohl ihr Schwager Boynton, als auch andere wohlmeinende Nachbarn rieten ihr, das kleine Landgut zu verkaufen und in ihre frühere Heimat zurückzukehren. Aber das war ihr unmöglich; auch Thomas, obwohl erst 11 Jahre alt, sagte kurz und bündig:

„Nein, Mutter, du darfst die Farm nicht verkaufen. Wir wollen schon durchkommen; denn du weißt, ich kann pflügen und säen, Holz hauen, die Kühe melken und noch vieles andere. Mehetabel kann dir im Garten graben und in der Küche arbeiten helfen. Wir sind alle gesund und stark."

Die Mutter schloß den braven Knaben in ihre Arme, und dann ging sie allein, um sich im Gebet von oben Kraft und Weisheit geben zu lassen. Und das war nicht vergeblich. Mutig gab sie sich an die Hausarbeit, und voll Gottvertrauen ging sie dem im Anzuge begriffenen Winter entgegen. Der Schnee lag bereits fußtief auf den Bergen, und wenn die Kinder in ihren Betten lagen, dann hörten sie oft hungrige Wölfe in der Nähe der einsamen Hütte heulen und Panther vor der Thür winseln, gleich Kindern, die im Walde ihren Weg verloren hatten.

Langsam schlich die trübe Winterzeit dahin; aber auch der Frühling verbesserte die Lage der armen Familie nicht. Da auf der kleinen Farm eine Schuld ruhte, die bezahlt werden mußte, so blieb kein anderer Ausweg übrig,

als von den 80 Ackern 50 zu verkaufen und den Rest mit ihren schwachen Kräften in Arbeit zu nehmen. Der kleine Thomas griff das Werk mit Eifer an, mietete ein Pferd und pflügte und besäete das noch übrig gebliebene Stück des urbar gemachten Landes, während die Mutter Holz spaltete und den Hausplatz umzäunte. Ach! wie mühsam war diese Arbeit für die etwas schwach gebaute Frau! Doch ob sie auch oft vor Müdigkeit zu Boden sank, so hielt sie dennoch unverdrossen aus, so daß nach mehreren Wochen der Platz umzäunt war und die kleine Farm sich in ziemlich guter Ordnung befand.

Aber mit Schrecken sah die gute Mutter, daß der Getreidevorrat zusehends zur Neige ging. Kein Dollar war im Hause, und noch Monate dauerte es bis zur Ernte. Sicher, hätte sie Ihn nicht gekannt, der die Raben und Sperlinge ernährt, sie würde an ihrem ferneren Durchkommen verzweifelt haben. Allerdings konnte es der kleine James durchaus nicht fassen, was eigentlich der Mutter fehle, und warum, wenn sie ihn an ihren Busen preßte, so manche Thräne über ihre Wangen rollte. Später hat er dieses alles begriffen und nach Kräften ihre Thränen versüßt. O die Mutter — die fromme Mutter! Wie hing sein Herz an ihr! Wie aufmerksam lauschte er, wenn sie ihm die Geschichten von Joseph und Moses, von Noah und David und besonders von dem in Bethlehem geborenen Kinde Jesu erzählte! Welch ein Segen, eine solche Mutter zu haben!

Unter solchen Umständen verflossen zwei Jahre; und wieder stand der Winter vor der Thür. Da kommt eines Tags der jetzt dreizehnjährige Thomas von einem kleinen

Ausgange zurück und teilt in großer Freude mit, daß in der Nachbarschaft eine Schule erbaut werde und auch schon ein Lehrer berufen sei.

„Das wird für unsern kleinen Jim (James) ein herrlich Ding sein," sagte der gute Knabe.

An sich selbst dachte er nicht. Wohl hätte auch er gern an dem Unterricht teilgenommen; aber wer sollte dann die Arbeit thun? Nein, er durfte das Haus nicht verlassen, sondern mußte tüchtig drauf los wirtschaften, um die Familie den Winter hindurch zu erhalten. Da halfen keine Einwendungen der guten Mutter. Und selbst ihre Bedenken, daß der kleine Jim noch nicht ganz vier Jahre zähle und mithin außer stande sei, täglich eine Reise von anderthalb Meilen machen zu können, schlug Mehetabel aus dem Felde, indem sie lachend sagte:

„Da weiß ich schon einen Ausweg, Mutter. Ich nehme unsern Jim auf den Rücken."

„Ich fürchte aber," wandte Thomas scherzhaft ein, „daß es, wenn der kleine Reitersmann seine beweglichen Kniee als Sporen gebraucht, einige Purzelbäume absetzen wird. Er liefert schon ein gutes Gewicht; und der Weg ist weit."

Doch Mehetabel, die als fünfzehnjähriges Mädchen schon oft schwere Bürden auf dem Rücken gehabt hatte, ließ sich nicht einschüchtern. Sie wußte, was sie zu tragen vermochte; und da half kein Dreinreden.

Endlich brach der Tag an, wo die Schule eröffnet werden sollte. Es war in der That ein wichtiges Ereignis für die kleinen Bewohner des Blockhauses, als Mehetabel, gefolgt von ihrer jüngeren Schwester, den kleinen James

auf ihren Rücken lud und den Schulweg einschlug. Nur Thomas blieb zu Hause, um den Weizen zu dreschen, den Mais auszuhülsen und mit der Mutter der kleinen Farm einen notdürftigen Unterhalt für alle abzugewinnen.

In dem Hüttlein war's heute recht still. Frau Garfield sah, während sie am Spinnrad arbeitete, oft nach der Uhr, deren Zeiger heute viel träger als sonst ihren Rundgang zu machen schienen. Als sich aber endlich die Sonne zu neigen begann, verriet ein immer näher kommendes Geräusch die Rückkunft der Kinder; und da hätten unsere jungen Leser die glücklichen Gesichter sehen sollen, als die beiden Schwestern, den kleinen James zwischen sich an der Hand führend, ins Zimmer traten. Wie vieles gab es da zu erzählen! Mehetabel und ihre jüngere Schwester versicherten, nimmer einen solch herrlichen Tag verlebt zu haben.

„Und wie hat sich denn unser kleiner Jim gemacht?" fragte die Mutter. „Er war sicher ein wenig schüchtern."

„Schüchtern? Ei, warum nicht gar?" rief Mehetabel lachend. „Du hättest einmal sehen sollen, wie flink er seine Buchstaben hersagte. Einmal fragte er sogar den Lehrer, woher er es wisse, daß dieser Buchstabe R heiße."

„Das ist so seine Art," sagte die Mutter schmunzelnd. „Und was hat der Lehrer gesagt?"

„Er sagte, daß er auch einst so ein kleines Bürschlein gewesen, wie jetzt unser Jim, und daß ihm damals gesagt worden: ‚Dieser Buchstabe heiße R;' und das habe er nicht wieder vergessen; und so müsse es Jim auch machen."

„Und wie hat dir denn der Ritt gefallen, Jim?" fragte Thomas.

„O das ging prächtig," versicherte der kleine Mann.

Unter diesem Geplauder hatte die Mutter den Tisch gedeckt; und etliche Minuten später lieferten die kleinen Esser den Beweis, daß der Schulgang ihrem Appetit keinen Abbruch gethan habe. Von diesem Tage an nahm das Leben der Hüttenbewohner eine etwas andere Form an. Nie versäumten die drei Kinder die Schule; und wenn auch die beiden Mädchen bei schlechtem Wetter gern einmal daheim geblieben wären, so gab das der kleine James doch nimmer zu. Sein Interesse wuchs mit jedem Tage. Er richtete mehr Fragen an den Lehrer, als diesem vielleicht lieb sein mochte. Seine Mitschüler, die meistens um einen Kopf größer waren und doppelt so viele Jahre zählten, fühlten sich dem kleinen Burschen gegenüber oft nicht wenig beschämt, wenn er weit besser zu antworten wußte, wie sie. Und dennoch hatten sie ihn gern. In den Spielstunden scharten sich fast alle um ihn und hoben ihn auf eine Bank, von wo aus er allerlei, hauptsächlich biblische Fragen an sie richtete. So fragte er sie eines Tages:

„Wer war der Sohn Jakobs, der nach Ägypten verkauft wurde?"

„Joseph, Joseph!" riefen alle lachend, indem sie spöttelnd hinzufügten: „Du mußt uns keine so schweren Fragen aufgeben, Jim."

„Wie hießen denn die Söhne Josephs?" fragte der kleine Magister weiter.

Da hatte bei vielen das Lachen ein Ende; denn sie wußten nicht zu antworten.

„Welcher Mensch hat das höchste Alter erreicht?" examinierte der Knabe weiter.

„Methusalem."

„Und wie alt ist er geworden?"

Da gab's wieder ein Hapern und Raten.

„Wer hat die Arche gebaut?"

„Noah," riefen alle.

„Wie lang, wie hoch, wie breit war die Arche?"

Diese Fragen gingen wieder über den Horizont der Schüler, die ihren Lehrer um eine Kopfeslänge überragten. Darüber ein wenig beschämt, richteten sie jetzt an ihn einige Fragen. Aber das war dem kleinen Manne schon ganz recht. Er antwortete ohne Zögern und ohne Stammeln; und seine Kameraden mußten sich's gestehen, daß er ihnen trotz ihrer Körperlänge schon über den Kopf gewachsen sei.

Nun dürfen aber meine jungen Leser nicht voraussetzen, daß die damaligen Schulen der Kolonisten im „fernen Westen" den Anforderungen, die an eine heutige Gemeindeschule gemacht werden, entsprochen hätten. Die Lehrer, welche gewöhnlich nur für etliche Monate angestellt wurden, standen meistens selbst noch auf einer geringen Stufe der Bildung und hatten nebst einem geringen Einkommen sich bei den umwohnenden Kolonisten eines Wandertisches zu erfreuen. Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen bildeten die Unterrichtsfächer. Besaß der Lehrer noch einige andere Kenntnisse, so wurden etliche Stunden für Geographie und vaterländische Geschichte mit eingeschoben. Die Geschichten der Bibel wurden von ihm erzählt, oder auch von den besten Schülern vorgelesen.

Der Winter kam. Tiefer Schnee bedeckte den Weg zur Schule. Diese zu besuchen wurde daher für unsern kleinen

Freund eine Unmöglichkeit. Da die Mutter jedoch die Lernbegierde des Knaben bemerkte, so beschloß sie, alles aufzubieten, um dieselbe zu befriedigen. Auf ihren Knieen lernte er lesen, und die Fortschritte, die gemacht wurden, dienten für beide Teile zu nicht geringer Freude. Eines Tages las er mit einiger Schwierigkeit den Satz: „Der Regen klatschte gegen das Dach;" und nachdem er denselben so lange, bis er ihn mit Geläufigkeit lesen konnte, wiederholt hatte, rief er: „Ei, gerade so habe ich es gehört, wie es in diesem Buche steht." — Diese Bemerknng legte deutlich an den Tag, daß er es begriffen hatte, wozu die Buchstaben und Worte eigentlich dienten. Von diesem Augenblicke an dachte er über alles nach, was er las; und dadurch wurde sein Verstand viel schneller entwickelt, als bei vielen andern Kindern, die nur mechanisch lesen, ohne dabei zu denken. Er durchstöberte fortan jedes Buch, das in seine Hände kam, und verschlang den Inhalt mit großer Begierde. Da war es in der That ein Glück, daß es in seiner Umgebung mehr Panther und Wölfe gab, als schlechte Bücher, die ihm hätten schaden können.

In dieser Weise schwanden zwei Jahre, ohne daß irgend ein Ereignis die Eintönigkeit des Hüttenlebens unterbrochen hätte. Freilich hatten sich seit dem Tode des Hauptes unserer kleinen Familie mehrere Auswanderer in der nächsten Umgebung angesiedelt; und eben dieser Umstand weckte bei der sorgsamen Witwe einen Wunsch, der, je näher der Winter heranrückte, mit jedem Tage lebendiger wurde. Lange hatte sie darüber geschwiegen; aber als eines Tages ihr Schwager Boynton in die Hütte trat, sagte sie:

„Ich bin sehr froh, dich zu sehen, Amos; denn ich habe schon lange eine Sache auf dem Herzen, die ich dir mitteilen möchte. Du weißt, daß unsere Gegend seit einem Jahre bedeutend bevölkert worden ist. Wie wäre es, wenn wir uns eine eigene Schule bauten; denn der Weg nach Chagrinfalls ist doch gar zu weit für die Kleinen?“

Amos Boynton mußte gestehen, daß seine Schwiegerin seine eigenen Wünsche ausgesprochen habe. Längst schon hatte auch er die Vorteile einer eigenen Schule erkannt und erklärte sich bereit, die Sache ernstlich in die Hand nehmen zu wollen. Er hielt Wort. Die Sache fand allgemeinen Anklang, und schon in den nächsten Tagen wurde der Bau in Angriff genommen.

Der Lehrer fand sich vor Eintritt des Winters ein. Er war ein ungelenkiger, unbeholfener junger Mensch, rauh wie die Rinde der Fichten in seiner Heimat New Hampshire, aber auch wie diese voll Saft und Kraft, mit einem hellen Kopfe und einem mitfühlenden Herzen. Seine Beköstigung sollte er abwechselnd bei den Leuten, die Kinder zur Schule schickten, finden. Zuerst wurde er bei der Witwe Garfield einquartiert. Schon vom ersten Tage an fühlte er sich zu dem kleinen James hingezogen; und als der kleine Bursche an seiner Seite aus der Schule heimkehrte, legte er ihm die Hand aufs Haupt und sagte: „Wenn du fleißig lernst, mein Junge, so kannst du, wenn du groß bist, noch General werden.“

Ein General? Nimmer hatte James diesen Namen gehört. Daß derselbe aber etwas Hohes bedeute, begriff er augenblicklich; denn sonst würde der Lehrer ihn nicht genannt haben. Ein General? Wie viele Bücher mußten

denn wohl noch durchgelernt werden, ehe er es bis zum General bringen konnte? Diese Gedanken wollten nicht wieder aus dem Kopfe. Er wandte sich deshalb an seine Mutter. Diese lachte über den Einfall des Knaben und sagte:

„Du weißt, daß ich dir schon einmal von dem amerikanischen Freiheitskriege erzählt habe, den auch dein Urgroßvater unter einem General mitgemacht hat. Dieser Krieg mit England brach im Jahre 1775 aus. Die Engländer trugen rote Röcke mit messingenen Knöpfen und drohten mit ihren langen Gewehren jeden Kolonisten niederzuschießen, der sich dem Könige von England nicht unterwerfen wollte. Doch diese wollten freie Männer bleiben und sich nicht zu Sklaven eines fremden Fürsten machen lassen. Auch dein Urgroßvater, Salomo Garfield, setzte, um seine Freiheit zu verteidigen, sein Leben aufs Spiel. Unsere Soldaten trugen blaue Röcke mit kupfernen Knöpfen und wählten sich selbst ihre Anführer oder Generäle, unter denen Washington der vornehmste war. In unserm Kalender kannst du sein Bild sehen."

Wie glänzten die Augen des kleinen James! Mit offenem Munde starrte er die Mutter an, die nach einer Pause wieder anhob:

„Aber weißt du, Jim, ich hoffe, daß wir in unserm Lande nie wieder einen General nötig haben; denn der Krieg ist eine schreckliche Plage. Du mußt daher den Wunsch, General zu werden, fahren lassen, kannst es aber dennoch, wenn du fleißig lernst und aufmerkst, zu etwas bringen, ohne gegen deine Mitmenschen ein Schwert gebrauchen zu müssen."

James blickte noch immer die Mutter an, ohne einen Laut hören zu lassen. Aber in seinem kleinen Herzen wogte eine Menge von Gedanken, die er nicht in Worte zu kleiden vermochte. Daß sein Urgroßvater ein Kriegsmann gewesen und unter Washington, von dem er so viel gehört, gegen die Engländer gefochten habe, wollte ihm nicht wieder aus dem Kopfe.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Lehrer und seinem kleinen sechsjährigen Schüler sollte indes plötzlich ein wenig erschüttert werden. Ersterer hatte es nämlich als eine Schulregel festgestellt, daß die Schüler stillsitzen und das Auge nicht von ihren Büchern abwenden sollten. Das aber war von unserm jungen Freunde, der noch nie in seinem Leben still gesessen hatte, ein wenig zu viel verlangt. Gern würde er seinem geliebten Lehrer gehorcht haben, aber wider seinen Willen lauschten seine Ohren auf jedes Geräusch, und dann schweiften seine Blicke im Schulzimmer umher und wanderten bis zum Fenster. Und wenn ihn auch das bedeutungsvolle Pst! des Lehrers antrieb, das Auge schnell wieder auf das Buch zu senken, so war dieses doch nur von kurzer Dauer. Kein Wunder, daß er daher dem Lehrer oft Anlaß zur Rüge gab.

„Ich möchte Sie nicht gern betrüben, Frau Garfield," sagte der Lehrer eines Tages, als er sich eben anschickte, die Hütte zu verlassen und bei einem andern Farmer seine Beköstigung zu suchen, — „aber ich fürchte, daß James — nun, er ist ja sonst ein prächtiger Junge — aber — —"

„Nun, was wollen Sie mir sagen?" sagte die Witwe ein wenig überrascht.

„Gewiß, er ist ein prächtiger Junge, sage ich," wie-

derholte jener. „Aber ich fürchte, daß er es nicht so weit bringt, wie wir erwartet haben. Das Stillsitzen während der Schulzeit ist ihm ein Ding der Unmöglichkeit, und selten hat er seine Lektion gelernt.“

„O James, mein Kind!“ rief die arme Mutter bewegt. Ihre Stimme klang wie der Ton eines gepreßten Herzens. Nichts hatte sie seit dem Tode ihres Mannes so tief geschmerzt, als das Zeugnis, welches der Lehrer ihrem Kinde ausstellte. Ihre ganze Hoffnung war mit einem Male erschüttert. Der kleine Knabe sagte nichts; aber er brach in Thränen aus. Er fühlte, daß er böse gehandelt habe, verbarg sein Gesicht im Schoße der Mutter und versprach unter lautem Schluchzen, daß er ein guter Knabe sein, still sitzen und fleißig lernen wolle. Diese Trauer rührte auch das Herz des Lehrers, so daß er sagte:

„Nun, Jim, wir wollen gute Freunde bleiben; ich will es noch einmal mit dir versuchen.“

Und er versuchte es nochmals mit ihm, und dieses Mal mit mehr Erfolg. Als er zwei Wochen später mit der Witwe wieder zusammentraf, konnte er ihr sagen:

„Er ist wie Quecksilber, und so wird's mit ihm auch bleiben; aber kein Schüler lernt so schnell wie er. Wirklich, in dem Jungen sitzt etwas.“

Da trat eine Freudenthräne in das Auge der besorgten Mutter; und als der Winter beendet war und für eine Zeitlang die Schule geschlossen wurde, hatte James die Freude, als Belohnung seines Fleißes aus der Hand seines Gönners ein Neues Testament zu bekommen. Überglücklich preßte die Mutter den jubelnden Kleinen an ihr Herz.

2. Zukunftspläne.

Mehrere Jahre hindurch ging alles seinen geregelten Gang. Der jetzt siebenzehnjährige Thomas war ein kräftiger Jüngling geworden. Wenn auch alle tüchtig arbeiteten, so war er es doch hauptsächlich, der die Farm bestellte und auch noch, um die Kosten des Haushalts bestreiten zu können, bei den Nachbarn auf Tagelohn ging. Seit dem Tode des Vaters hatte es sich in der nächsten Umgebung um vieles verändert. Selbst die Schule hatte das ihrige dazu beigetragen, daß sich viele Auswanderer gerade in dieser Gegend durch Urbarmachung einen neuen Herd gründeten; und die fromme Witwe war nicht wenig erfreut, als es ihr gelang, einen etwas entfernt wohnenden Missionar zu bestimmen, von Zeit zu Zeit in dem Schulhause das Evangelium zu verkündigen. Dieses alles gab der Umgegend eine ganz andere Gestalt, weckte aber auch unter den Bewohnern neue Bedürfnisse. Auch in der Familie Garfield vermehrten sich, je mehr die Kinder heranwuchsen, die häuslichen Ausgaben. Die Kleider kosteten viel; und dazu mußten die Lehrer bezahlt und Bücher, Hefte, Tafeln und dergleichen angeschafft werden. Der gute Thomas mußte daher vom Morgen bis zum Abend beschäftigt sein; und der kleine James — jetzt 12 Jahre alt — stand ihm schon wacker zur Seite, denn nur in den Wintermonaten wurde Schule gehalten.

„Du kannst nun wohl ohne mich auf der Farm fertig werden, Jim," sagte Thomas eines Abends, als die kleine Familie wie gewöhnlich ihr Plauderstündchen hielt. „Wenn die Mutter es erlaubt, so gehe ich nach Michigan; denn dort giebt's viele Arbeit. Was denkst du, Jim?"

Das Auge des also angeredeten Knaben blitzte vor Freude. Er stellte sich auf die Zehen, um seiner Körperlänge noch einen Zoll beizufügen, und sagte in festem Tone:

„Ich denke, das wird schon gehen. Nicht, Mutter?"

Die Mutter schwieg eine Zeitlang, doch ihre Mienen verrieten, daß in ihrem Innern ein Kampf ausgebrochen war. Endlich brach sie das Schweigen und sagte:

„Es wird schon gehen müssen, obwohl du noch manches zu lernen haben wirst, um ein tüchtiger Farmer zu werden. Freilich hatte ich gehofft, daß sich für dich etwas Besseres finden werde, als die Ackerwirtschaft."

„Etwas Besseres?" fragte James gespannt.

„Nun, das ist eigentlich nicht der rechte Ausdruck," erwiderte die Mutter. „Denn alles, was uns Gott zu thun giebt, ist gut; aber der eine Mensch ist zur Bauernarbeit besser geschickt, als ein anderer. Manche ziehen es vor, sich als Schullehrer oder als Prediger auszubilden. Hast du daran nimmer gedacht? Du hast einen guten Kopf zum Lernen, und wir müssen die Talente gebrauchen, die Gott uns gegeben hat. Wärest du so alt wie Thomas, dann könntest du schon als Lehrer dein Brot verdienen."

„Ein Schullehrer von siebenzehn Jahren?" rief er. Haha! Das würde den großen Dorfjungen gefallen, wenn so ein Bürschlein ihr Meister sein wollte. Nun, lernen will ich schon; aber wenn Thomas geht, dann handelt es sich zuerst um die Farm."

Von jetzt an sah man ihn stets an der Seite des ältern Bruders auf dem Felde beschäftigt. Er gehörte nicht zu den Kindern, die bei der geringsten Schwierigkeit zu sagen pflegen: „Das bringe ich nicht fertig." Jede Arbeit

faßte er mit festem Willen an und harrte darin aus. Das Wort der Mutter war ihm stets ein heiliges Gebot; es war seine Freude, ihre Wünsche zu erfüllen. Von ihren Lippen hatte er oft die Worte gehört: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Aber zugleich hatte sie ihn belehrt, daß nicht unser Wille, sondern Gott den rechten Weg zeige und zubereite und daß man nur durch Gebet und durch den Umgang mit Gott die nötige Kraft erlange, diesen Weg zu gehen.

Solche Unterweisungen hatten bei unserm jungen Freunde nicht ihren Eindruck verfehlt. In seinem kindlichen Denken, Sprechen und Handeln spiegelte sich schon damals alles ab, was in spätern Jahren aus ihm werden sollte. Jede Entdeckung, die er machte, diente ihm als Anregung zu weiterm Forschen. Alles war geeignet, seinen Geist früh zu reifen; sein späteres Leben gab Zeugnis davon. Vom Morgen bis zum Abend thätig, verwaltete er die Bauerei mit Thomas aufs beste. Was er hier unter den Mühsalen eines Farmerlebens lernte, das drückte er dreißig Jahre nachher durch die Worte aus:

„Glaubt mir's: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Man muß seine Sporen selbst verdienen; sie kommen nicht von ungefähr. Jeder Sieg ist wertlos, den man nicht erkämpft hat. Nur das ist unser Eigentum, was wir durch eigene Anstrengung erlangt haben. Armut ist zwar ein lästig Ding, aber ich kann es durch Erfahrung bezeugen, daß in neun von zehn Fällen einem jungen Manne nichts Besseres begegnen kann, als wenn er mit allem, was er besitzt, über Bord geworfen und dadurch gezwungen wird, entweder zu ertrinken oder zu schwimmen. Ich habe

schon viele in dieser Lage gesehen, aber nie wahrgenommen, daß jemand ertrank, der seine ganze Kraft einsetzte, sich zu retten."

Das waren die Grundsätze, die das ganze Leben des spätern Präsidenten charakterisierten.

Der Lenz kam, und Thomas rüstete sich zur Wanderschaft nach Michigan. Dort konnte er durch das Ausroden großer Bäume, wie ihm versichert worden war, monatlich 12 Dollars verdienen. Das war in den Augen der beiden Knaben eine außerordentlich große Summe. Sechs Monate gedachte Thomas zum allerwenigsten auszubleiben. James starrte mit einer gewissen Ehrerbietung den Bruder an, der schon so viel Geld verdienen konnte.

„Und weißt du, Jim," flüsterte er dem kleinen Bruder ins Ohr, „dann soll Mutter auch ein neues Haus haben. Wir haben lange genug in der Blockhütte gewohnt. Sie soll eine bequeme Wohnung mit drei Zimmern haben."

„Das ist vortrefflich, Thomas," rief James mit wachsendem Erstaunen.

Der Tag der Trennung kam; mit Thränen entließ die Mutter ihren Erstgebornen, den Segen Gottes auf sein Haupt herabflehend.

„Du wirst uns noch oft fehlen, Thomas," sagte sie. „Wie einsam wird es jetzt in unserer Hütte sein!"

„O daran werdet ihr euch bald gewöhnen," fiel Thomas ein. „Jim ist jetzt groß und stark genug, um mich ersetzen zu können. Wenn wir beide etwas verdienen, dann können wir unsere Farm bedeutend verbessern."

Mit James ging alles so, wie man erwarten konnte. Er verwaltete das kleine Gut ebenso sorgfältig, wie Tho-

was es früher gethan hatte. Keine Arbeit war ihm lästig. Er wußte stets die Dinge am rechten Ende anzufassen. Alle umwohnenden Farmer mußten ihm Lob zollen. Als einer derselben sich einmal über das harte Los der Kolonisten beklagte, sagte er:

„Ob es andere Leute, die in den Städten wohnen, besser haben, weiß ich nicht und kümmert mich auch nicht. Ich bin mit meinem Lose zufrieden.“

Und das war in der That der Fall. Im Walde war er geboren und groß geworden, und als Kind des Waldes war er mit der Außenwelt gänzlich unbekannt. Er kannte die Schule, die Farm seines Oheims Boynton und einige andere in Chagrinfalls gelegene Bauernhöfe, das war alles. Was konnte er von dem Leben in den großen Städten wissen? Drum fühlte er sich in der Blockhütte glücklich und verrichtete sein Tagewerk mit Freuden. Die Mutter war herzlich froh, als sie sah, daß ihr Jim zur Verwaltung der Farm eben soviel Geschicklichkeit zeigte, als Thomas. Aber doch konnte sie es sich nicht versagen, zuweilen die Frage an ihn zu richten, ob er denn gar keine Lust habe zu studieren.

„Ich habe Lust zu allem, was nützlich ist,“ pflegte er dann zu antworten. „Vor etlichen Tagen machte ich mit einem unserer Nachbarn einen Ausflug nach der entgegengesetzten Seite des Waldes und sah dort eine Sägemühle, ein wahres Kunstwerk, und auch eine Pottasche-Fabrik, in welcher viele Menschen beschäftigt waren. Der Zimmermeister Treat, der dort mehrere Gebäude aufgerichtet hat, machte mich mit Dingen bekannt, woran ich früher nie gedacht habe. Wirklich, ich kann noch vieles lernen.“

Ob die gute Mutter, die über das Studieren eine andere Vorstellung hatte, durch die Antwort ihres Sohnes befriedigt war, wissen wir nicht genau. Jedoch murmelte sie vor sich hin: „Der Mensch denkt's, und Gott lenkt's;" — und beide gingen wieder an ihre Arbeit.

Wie bereits gesagt, fand in der Gegend von Orange nur selten ein öffentlicher Gottesdienst statt. Wenn aber irgend ein umherziehender Missionar den Ort erreichte, so war dieses ein außerordentlicher Festtag für die umwohnenden Familien. Dann kamen die Farmer mit ihren Weibern und Kindern, oft sechs bis acht Meilen weit, in ihren mit Pferden oder Ochsen bespannten großen Reisewagen herangezogen; und sicher lauschten die meisten von ihnen auf die Worte des Predigers mit weit größerer Andacht, wie Tausende in den großen Städten, die alle Tage Gelegenheit haben, das Wort Gottes auslegen zu hören.

Aber auch die andern Sonntage waren in unserer Blockhütte Tage des Herrn im wahren Sinne des Wortes. Auch außer dem öffentlichen Gottesdienste versammelte die fromme Mutter ihre Kinder um sich und las und betrachtete unter Gebet mit ihnen die Heilige Schrift — eine Beschäftigung, die leider in vielen Familien außer Brauch gekommen ist. Und um zu zeigen, wie anregend für die kleinen Zuhörer die Belehrungen der Mutter waren, wollen wir unsere jungen Leser während einer solchen Andachtsstunde einmal in die Hütte führen und ihnen Gelegenheit geben, auf die Unterhaltung der Anwesenden lauschen zu können. Nachdem eines Sonntagmorgens die Mutter ihre Betrachtung beendet hatte, richtete der kleine James die Frage an sie:

„Warum wird die Bibel das Wort Gottes genannt, Mutter?“

„Weil sich Gott darin den Menschen geoffenbart hat,“ erwiderte die Angeredete.

„Aber du hast mir früher gesagt, daß Moses, David, Matthäus, Paulus und andere Propheten und Apostel das Buch geschrieben hätten,“ forschte James weiter.

„Das ist freilich wahr; aber diese heiligen Männer haben geschrieben, geleitet durch den Heiligen Geist. Und darum ist auch alles, was wir in der Bibel lesen, vollkommen wahr.“

„Ist es denn auch wahr, daß Jakob seinem Sohne Joseph einen bunten Rock machen ließ? Und warum that er dieses?“

„Weil er den Joseph lieber hatte, als seine übrigen Söhne.“

„War es denn recht, daß er ihn vorzog und einen Unterschied machte?“ fragte James.

„Vielleicht war es nicht gut.“

„Aber er war doch ein gottesfürchtiger Mann; wie konnte er denn so unrecht handeln?“

„Daraus siehst du, daß auch gottesfürchtige Leute, wenn sie nicht über sich wachen, Böses thun können.“

„Wie kann man dann aber einen gottesfürchtigen Menschen von einem gottlosen unterscheiden?“

„Der eine fällt aus Schwachheit und bereut hernach seinen Fehler, während der andere die Sünde liebt und darin fortlebt.“

„Können denn die gottesfürchtigen Menschen nicht das Böse besiegen?“

„Ei freilich, wenn sie mit Gott wandeln. Aber ohne ihn können sie nichts thun. Von Natur sind wir alle böse, und selbst wenn die Gottesfürchtigen sich nicht durch den Geist leiten lassen, gehen sie ihre eigenen Wege, die immer verkehrt sind.“

Der Knabe schwieg und sann über das Gehörte nach. Aus dieser kurzen Unterhaltung können wir sehen, wie die fromme Mutter bemüht war, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu erziehen. Sie streute den Samen des Wortes Gottes unter Gebet und Thränen schon frühe in die jugendlichen Herzen derselben; und Gott, der nicht will, daß jemand verloren gehe, segnete ihre Arbeit.

An einem schönen Sommerabende saß, während der Vollmond sein Silberlicht über die Gegend ausbreitete, die kleine Familie auf einer Bank vor der Hütte, um nach vollbrachtem Tagewerk noch ein Stündchen zu plaudern.

Da rief die Mutter plötzlich: „Seht! was bewegt sich dort hinter dem Gartenzaun? Wir bekommen, wie mir's scheint, noch Besuch am späten Abende.“

Alle richteten ihre Blicke der bezeichneten Stelle zu; und im nächsten Augenblick rief James: „Es ist Thomas, Mutter.“

Kaum waren diese Worte über seine Lippen geglitten, so flog er auch schon dem Kommenden entgegen und kehrte dann laut jubelnd mit demselben zurück. Auch Thomas, obgleich ein wenig ruhiger als sein jüngerer Bruder, war nicht weniger erfreut und stürzte in die offenen Arme der vor Freude weinenden Mutter. Bevor diese beiden jedoch ein Wort zu gegenseitiger Begrüßung zu finden vermoch-

ten, rief James: „Nun Thomas, wie steht's mit dem neuen Hause?"

„Herrlich!" erwiderte Thomas. „Nun können sich unsere Hühner bald in unserer alten Hütte ihren Haushalt einrichten."

„Laßt uns ins Zimmer gehen," mahnte die Mutter; und hier angekommen, betrachteten alle beim Licht der kleinen Lampe den von Gesundheit strotzenden, kräftig aufgeschossenen Jüngling. Jetzt begann die Begrüßung von neuem. Dankesthränen erglänzten im Auge der Mutter, die zu bewegt war, um ihre Freude in Worte kleiden zu können. Wie freudig aber strahlten die Blicke des heimgekehrten Sohnes, als er seine Geldbörse aus der Tasche zog und den Inhalt derselben in den Schoß der neben ihm sitzenden Mutter schüttete!

„Es ist das erste Geld für eine bessere Wohnung," sagte er, während James und die beiden Schwestern voll Verwunderung bald den klirrenden Schatz, bald den Spender desselben anstarrten.

„Ei, wie reich sind wir doch!" rief endlich James, fast außer sich. „Wie groß ist diese Summe?"

„Fünfundsiebenzig Dollars, nichts mehr und nichts weniger," erwiderte Thomas. „Ich habe das Geld bis auf den letzten Cent mit meinen Händen verdient."

James nahm jedes einzelne Stück in die Hand und las die Randschrift. Eine solche Geldsumme war in der Blockhütte eine ungewöhnliche Erscheinung. In spätern Jahren, als 75 Dollars für ihn eine Kleinigkeit waren, hat er sich noch oft mit Thränen dieses Augenblicks erinnert. Nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt

hatte, warf er seinen Blick auf die Mutter, deren Augen mit Thränen gefüllt waren und die — zu bewegt, um ein Wort hervorbringen zu können — die Hand ihres ältesten Sohnes an ihr Herz preßte. Hatte er doch — mehr an die Mutter, als an sich selbst denkend — alles, was er im Schweiße seines Angesichts während eines halben Jahres zu erwerben vermochte, in ihren Schoß geworfen. Es war nicht das Geld, nein, die Liebe ihres Kindes war es, die ihr Mutterherz klopfen machte. Aber warum sprach sie denn nicht? Diese Frage vermochte der kleine James sich nicht zu beantworten.

„Mutter!“ brach Thomas endlich das Schweigen. „Sobald ich dich in das neue Haus eingeführt habe, werde ich wieder nach Michigan zurückkehren. Dort ist Arbeit die Fülle.“

„Nur darfst du dich nicht überarbeiten, mein teures Kind,“ preßte die Mutter hervor.

„Denke nicht daran; ich fühle mich gesund und stark,“ wandte Thomas ein. „Ich werde sobald als möglich den Zimmermeister herbeiholen und selbst tüchtig mithelfen.“

„Auch auf mich kannst du zählen,“ rief James dazwischen. „Ich werde Lehm und Schlamm herbeifahren und — sollst sehen — wenn Bretter angenagelt werden müssen, da bin ich ein Meister drin.“

„Wir werden weder Lehm noch Schlamm gebrauchen, sondern Steine, Sand und Kalk,“ belehrte Thomas den kleinen Bruder. „In Cleveland kann ich Nägel, Thür- und Fensterrahmen für einen billigen Preis kaufen. Vielleicht kannst du mich dorthin begleiten, Jim, wenn es die Mutter erlaubt.“

„Herrlich, herrlich!“ jubelte der lebhafte Knabe. „Wann treten wir unsere Reise an, Thomas?“

„Sobald ich den Meister Treat bestellt habe,“ war die Antwort.

Schon am folgenden Morgen war der Zimmermeister bestellt, und die beiden Brüder gingen nach Cleveland, um die für den Neubau nötigen Einkäufe zu machen. Es war die erste Reise, die James machte, und was er hier sah und hörte, das weckte in seinem Geiste neue Bilder, neue Vorstellungen. Eine Woche später war in der Nähe der alten Blockhütte alles in Bewegung. Meister Treat und Thomas begannen, das Fundament des neuen Baues zu legen, und der kleine James war sicher kein müßiger Zuschauer, sondern war überall zu sehen, wo es für ihn etwas zu thun gab. Meister Treat, der eine Freude an dem Knaben fand, reichte ihm einen Meißel und einen Hammer, indem er ihn aufforderte, ein Loch in eine Bohle zu meißeln und zwar nach vorgeschriebenem Maße. James ließ sich solches nicht zweimal sagen, sondern legte sofort Hand ans Werk und vollendete seine Arbeit zur höchsten Zufriedenheit des Zimmermeisters, der ihn jetzt während des ganzen Tages in derselben Weise beschäftigte.

„Nun sollst du versuchen, ob du auch mit dem Hobel hantieren kannst,“ sagte der freundliche Mann am folgenden Tage, indem er ein Brett auf der Bank zurechtlegte und ihm die nötigen Anweisungen gab. Schon nach einer halben Stunde war das Brett so glatt gehobelt, daß Meister Treat laut ausrief:

„Du bist ein Wetterjunge, Jim; du bist zu einem Zimmermann wie geschaffen.“

„Nun, ich möchte gern einer werden, wenn ich dazu Geschick habe," erwiderte James, der von Herzen wünschte, wie Thomas für die Mutter Geld verdienen zu können.

„Wer will, der kann," meinte Meister Treat. „Aber hier ist ein zweites Brett, an dem du deine Kraft erproben kannst. Es wird freilich einige Schweißtropfen kosten."

Und James schabte und hobelte, daß es eine Lust war, ihm zuzusehen. Leider wurde er oft unterbrochen, weil er zugleich auch Handlangerdienste verrichten mußte. Überhaupt war der Bau des neuen Hauses ein wichtiges Ereignis in dem Leben unsers kleinen Freundes. Er sah mit wachsendem Interesse, wie das Werk von Tag zu Tag gefördert wurde. Bereitwillig boten auch die Nachbaren ihre Hilfe an, denn die Witwe Garfield wurde allgemein geachtet und der brave Thomas, der sein sauer verdientes Geld zu diesem Bau verwandte, von allen Seiten belobt.

Kurz, nur wenige Monate vergingen, und das Werk war vollendet. Das war ein Jubel, als die Familie ihre alte Hütte, die von jetzt an als Scheune dienen sollte, verließ und in dem neugebauten Hause ihren Einzug hielt. Als nun alles geordnet war, griff Thomas wieder zum Wanderstabe, um in Michigan zum zweiten Male sein Glück zu versuchen. Er hatte sein Wort, der Mutter ein Haus zu bauen, vollständig gelöst; aber auch James betrachtete die neue Wohnung, an deren Bau er so eifrig mitgearbeitet hatte, mit Wohlbehagen. Aber dieses waren nicht die einzigen Gedanken, die durch seinen Kopf schwirrten. Gab es denn für ihn keine Gelegenheit, wie Thomas, für die Mutter etwas zu verdienen? Diese Frage hatte ihn lange beschäftigt. Es gab freilich für ihn auf dem Gute

Arbeit genug; aber es gab auch Tage, wo das Wetter ihn verhinderte, im Walde oder im Felde thätig sein zu können. Und diese Tage wollte er gern auf eine andere Weise verwerten. Er sprach endlich mit seiner Mutter darüber. Diese versuchte es zwar anfangs, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, denn sie wollte es sich nun einmal nicht ausreden lassen, daß ihr kleiner Jim für einen höhern Beruf bestimmt sei. Als ihr Bemühen jedoch vergeblich war, willigte sie ein.

Eine Stunde später trat James in die Werkstatt des uns bekannten Zimmermeisters und teilte demselben sein Anliegen mit. Der wohlwollende Alte sah den ihm liebgewordenen Knaben schmunzelnd an, schob, wie nachdenkend, seine Mütze von einem Ohr aufs andere und sagte:

„Du bist ein Wetterjunge; und ich freue mich um deiner Mutter willen, daß dir's Freude macht, für sie zu arbeiten. Da muß ich doch wohl für Arbeit sorgen. Sieh dir einmal dort den Haufen Bretter an, die noch alle gehobelt werden müssen; ich weiß, daß du diese Kunst verstehst, denn du hast darin schon dein Probestück gemacht."

„Was werdet Ihr dafür bezahlen?" fragte James mit leuchtenden Blicken.

„Für jedes Brett einen Cent; ich meine, daß das ein guter Preis sei," war die Antwort.

„Gut, ich werde morgen kommen und die Arbeit beginnen," rief der Knabe fröhlich.

Nach etlichen Minuten war er schon wieder auf dem Rückwege zur Mutter; hier angekommen, rief er:

„Ich habe Arbeit gefunden, Mutter. Morgen früh, wenn ich für das Vieh das nötige Futter herbeigeschafft

habe, gehe ich zu Meister Treat, um sechs Stunden lang Bretter zu hobeln. Ich freue mich, daß auch ich jetzt etwas für dich verdienen kann."

Mit freudigem Stolz blickte Frau Garfield auf ihren braven Jim. Dieser war am folgenden Morgen früh genug auf den Beinen und zur rechten Zeit in der Werkstatt seines Meisters, der ihn mit den nötigen Werkzeugen versah. Da die Hobelbank ein wenig zu hoch für ihn war, so war er gezwungen, sich auf die Zehen zu stellen und seinen Körper soviel als nur möglich auszustrecken. Aber er hobelte wacker darauf los, bis die Sonne sich neigte. Dann wischte er den Schweiß von seiner Stirn, legte das Werkzeug beiseite und sagte in fröhlichem Tone:

„Meister Treat! Wollt Ihr so gut sein, die Bretter nachzuzählen? Wenn ich nicht irre, müssen ihrer hundert sein."

„Hundert Bretter? Das ist nicht möglich," rief der Meister, mußte aber, nachdem er nachgezählt hatte, die Wahrheit der Aussage seines kleinen Gesellen bestätigen. „Wirklich, du bist nicht müßig gewesen, mein Junge. Aber ich möchte dir doch raten, deine Kräfte nächstens nicht so übermäßig anzustrengen."

Hundert Bretter machte hundert Cents — einen ganzen Dollar. Das war leicht zu berechnen; und da der Meister den Lohn in Kupfermünzen auszahlte, so waren die Hosentaschen unsers kleinen Freundes kaum groß genug, um eine solche Summe beherbergen zu können. Fröhlich trat er den Heimweg an. Er hatte seinen Dollar ehrlich verdient; und der Gedanke, daß es nur 75 solcher Tage bedürfe, um eben soviel Geld, wie Thomas gebracht, in den

Schoß der Mutter schütten zu können, machte ihn überglücklich. „Die Mutter wird große Augen machen," murmelte er vor sich hin. Ja, ihre Augen wurden groß, aber auch feucht, als James die im Schweiße seines Angesichts erworbenen hundert Cents auf den Tisch zählte; und sie konnte es sich nicht versagen, den glücklichen Knaben an ihr klopfendes Mutterherz zu drücken.

James setzte bei Meister Treat seine Arbeit fort, bis der Winter kam und die Schule wieder begann, die er um keinen Preis versäumen wollte. Doch kaum war die Schule wieder geschlossen und der Lehrer entlassen, so erschien Meister Treat, der für Amos Boynton eine Scheune zu bauen übernommen hatte, um seinen kleinen Gesellen nochmals zu dingen.

„Aber was werdet Ihr mir bezahlen?" fragte der kleine Geldmensch.

„Ich denke, dir Tag für Tag 50 Cents zu geben," war die Antwort.

James war damit zufrieden; und schon am folgenden Tage begann die Arbeit. Jetzt hatte sich ihm eine Gelegenheit geboten, nicht nur seine Körperkräfte zu üben, sondern auch seinen Geist zu entwickeln. Er lernte, nach einem festgestellten Plane zu arbeiten. Sein wohlwollender Meister gestattete ihm nicht nur einen Einblick in die für den Bau entworfene Zeichnung, sondern gab ihm auch die nötigen Erklärungen. Dabei hatte er überall seine Augen und Ohren, wo es etwas zu lernen gab.

„Wer nicht nach einem bestimmten Plane arbeitet, wird es nimmer weit im Leben bringen," pflegte Meister Treat öfters zu sagen.

James merkte sich dieses alles; und obgleich er, als der Bau vollendet war, nicht sagen konnte, daß er jetzt imstande sei, selbst eine Scheune bauen zu können, so hatte er doch manches gelernt, was ihm früher verborgen gewesen war. In den Abendstunden entwarf er verschiedene Zeichnungen und stellte sich allerlei Fragen über deren Ausführung. Die Baukunst schien für ihn ein Lieblingsstudium werden zu wollen. Als die Scheune fertig war, kehrte er mit 20 Dollars in der Tasche zur Mutter zurück. Jetzt nahm die Ackerwirtschaft wieder seine Kräfte in Anspruch; und von der Zeit der Aussaat an bis zu der Ernte mußte jede andere Beschäftigung eingestellt werden. Mit Beginn des Winters fand sich der neue Lehrer in Orange ein; und wieder wurde die Schule eröffnet. James, durch seine Bauplanzeichnungen angespornt, verspürte große Lust, sich vor allem in der Rechenkunst zu üben. Hier hatte sein Denkvermögen ein weites Feld zur Ausbildung; und schon nach Verlauf eines Monats verstand er, eine arithmetische Aufgabe oft schneller zu lösen, als sein Lehrer selbst. Auch in der Grammatik, in der Geographie und vaterländischen Geschichte machte er schnelle Fortschritte. Bei dem allen aber blieb er stets ein gehorsamer, folgsamer Sohn seiner Mutter; davon zeugt folgender Vorfall:

„Am nächsten Sonntag mache ich einen Ausflug zu meinen Verwandten,“ sagte eines Tages einer seiner Mitschüler zu ihm. „Ich denke, Jim, du wirst mich begleiten. Wir werden viel Vergnügen haben.“

„Der Sonntag ist der Tag des Herrn; und Mutter sagt, daß er uns nicht gegeben ist, um Vergnügungstouren zu machen,“ antwortete James in bestimmtem Tone.

„Pah!“ spöttelte der andere. „Wenn das die größte Sünde ist, die wir begehen, dann steht's noch nicht schlecht um uns. Geh nur mit; du wirst es nicht bereuen. An den Werktagen sind wir zu sehr beschäftigt; und wenn wir den Sonntag nicht für uns benutzen, so müssen wir auf solche Ausflüge überhaupt ganz verzichten.“

„Das mag sein,“ erwiderte James. „Aber meine Mutter würde, selbst wenn ich gehen möchte, ihre Einwilligung nicht dazu geben.“

„Ob die meinige es thun würde, weiß ich nicht; aber ich werde sie nicht darum fragen,“ sagte der Kamerad.

„Das ist schlecht,“ platzte der Kleine heraus. „*Nein, ich werde nie etwas thun, was gegen den Willen meiner Mutter ist.*“

Aus dem Ausfluge wurde nichts. Verdrießlich wandte sich der Kamerad von ihm.

Kaum war auch jetzt wieder die Erntezeit vorüber, so erschien Meister Treat aufs neue, um ihn für den Bau einer Scheune zu dingen, welche ein an der andern Seite des Waldes wohnender Farmer bestellt hatte. Da der Meister noch mehrere andere Arbeiten während des Spätherbstes zu vollenden hatte, so war er genötigt, seinen erst vierzehnjährigen Gesellen selbständig arbeiten zu lassen. Das war ganz nach dem Sinne des kleinen Mannes; und er führte die Arbeit zu allgemeiner Zufriedenheit aus, so daß der Bau schon nach einem Monat vollendet war und James mit 15 Dollars zur Mutter zurückkehren konnte. Ungeachtet seiner Jugend hatte er abgesehen von dem Ertrage der Ackerwirtschaft auf diese Weise seiner Mutter ein hübsches Sümmchen ins Haus gebracht.

Die jetzt wieder eröffnete Schule hatte wenig Nutzen für ihn, weil das, was er hier lernen konnte, schon längst in seinem Kopfe saß. Er vertrieb daher seine Zeit damit, den weniger fortgeschrittenen Schülern zu helfen; und das verstand er meisterhaft. Doch erwachte mit Beginn des Lenzes der Wunsch in ihm, sich auch einmal in der weiten Welt umzusehen, teils um mehr Geld zu verdienen, teils um seine Kenntnisse zu vermehren. Lediglich den Bitten seiner ihm so teuren Mutter nachgebend, blieb er noch etliche Jahre daheim, bewirtschaftete die Farm und half dem Zimmermeister noch drei andere Scheunen bauen.

Die Emsigkeit und Geschicklichkeit, die James bei allem, was er verrichtete, an den Tag legte, machte ihn bei allen Nachbarn in hohem Grade beliebt. So sagte eines Tages ein in der Nähe wohnender Farmer, der einen großen Acker mit Pfeffermünz besäet hatte, zu der Mutter des Knaben: „Sie würden mir eine große Freude machen, Frau Garfield, wenn Sie mir den kleinen Jim auf etliche Tage beim Ausjäten helfen ließen. Er arbeitet nicht nur am fleißigsten, sondern weiß auch die Trägsten so anzufeuern, daß es eine Lust ist, es anzusehen."

„Aber wie fängt er es denn an, da er doch selbst erst fünfzehn Jahre alt ist?" fragte die Mutter lächelnd.

„Ja, das versteht er meisterhaft," fuhr jener fort. „Alle haben Respekt vor ihm, weil er so flink ist. In den Zwischenpausen weiß er ihnen ein anziehendes Geschichtchen zu erzählen, stimmt auch wohl ein fröhliches Liedchen mit ihnen an, und dann ruft er: ‚Wir wollen nun sehen, wer von uns zuerst die vorgeschriebene Reihe vom Unkraut befreit hat.' So geht's wacker vorwärts."

Es wurde bereits früher erwähnt, daß unser James bei einem Ausfluge eine bedeutende Pottaschefabrik besuchte. Im Dienste des Zimmermeisters Treat hatte er in eben dieser schon mehrfach gearbeitet, und Herr Stater, der Besitzer der Fabrik, war auf den anstelligen jungen Mann aufmerksam geworden. Eines Tages richtete dieser an ihn die Frage: „Hättest du keine Lust, bei mir in Arbeit zu treten, mein Junge? Ich gebe dir monatlich 12 Dollars und freie Kost in meinem Hause."

James zögerte ein wenig. Die Arbeit sagte ihm nicht besonders zu; denn sie war nicht nur eine höchst schmutzige, sondern wurde auch von meist rohen, unwissenden Menschen verrichtet.

„Ich kenne die Arbeit nicht," sagte er endlich. „Und zudem muß ich vorher mit meiner Mutter darüber sprechen."

Er eilte heimwärts. Die Mutter schien, obwohl die dem fünfzehnjährigen Sohne angebotene Besoldung ihre Erwartungen weit übertraf, dennoch von der neuen Wendung der Dinge nicht sehr eingenommen zu sein. Nicht nur war es die Art der Arbeit, die ihr mißfiel, sondern vielmehr fürchtete sie, daß der tägliche Verkehr des Knaben mit den rohen, meistens dem Trunke ergebenen Gesellen auf denselben einen bösen Einfluß ausüben werde. Doch James versicherte ihr, daß es auch unter den Farmern Trunkenbolde und Flucher gebe, mit denen er verkehren müsse, und daß Herr Stater, ein ehrlich denkender, gutherziger Mann sei und in seiner Fabrik keine Ungebührlichkeiten dulde.

„Und dann, liebe Mutter," fügte er hinzu, „muß ich dich doch auf eins aufmerksam machen. Ich habe den

neuen Posten nicht gesucht, sondern er ist mir angeboten. Als ich vor etlichen Wochen den Wunsch dir gegenüber aussprach, daß ich mich gern nach einer andern Arbeit umsehen möchte, rietest du mir, geduldig zu warten, bis Gott mir meinen Weg dazu bahne. Und dieses ist, meine ich, jetzt geschehen."

Die Mutter schwieg; sie sah sich durch ihre eigenen Worte geschlagen. Zwar hatte sie damals gemeint, daß Gott ihrem Liebling einen Weg bahnen werde, um studieren zu können; aber daß dieser in einer Pottaschefabrik beginnen werde, war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Jedoch wagte sie jetzt keinen Einwand mehr. Im Gegenteil willigte sie ein, daß ein Ackerknecht gemietet würde, so daß James schon am folgenden Montag im Hause seines neuen Prinzipals seinen Einzug halten konnte. Dieser empfing ihn sehr freundlich, zeigte ihm das für ihn bestimmte Zimmer und führte ihn in die Fabrik.

James vermochte kaum seine Freude zu unterdrücken, als ihm hierauf Herr Stater den ehrenvollen Auftrag gab, die die Asche herbeifahrenden Arbeiter zu beaufsichtigen und die Rechnungen zu bezahlen und einzuschreiben. Auf diese Weise wurde er mit der kaufmännischen Buchführung bekannt. Aber er schrak auch nicht davor zurück, wenn es nötig war, bei der schmutzigsten Arbeit behilflich zu sein. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er beschäftigt und zeigte für die Sache seines Prinzipals ein Interesse, als ob er der Sohn und Erbe desselben gewesen sei.

James hatte schon in den ersten Tagen die Beobachtung gemacht, daß die Lieferanten der Asche mehr angaben, als in Wirklichkeit von ihnen gebracht wurde. Ohne

darüber Rücksprache zu nehmen mit seinem Prinzipal, der sich seit Jahren nur selten die Mühe gemacht hatte, das Quantum zu prüfen, unternahm er es, mit wenigen Arbeitern, eine soeben gelieferte Fuhre nachzumessen; und die Differenz zwischen dem angegebenen und dem wirklichen Bestand war so groß, daß sich der betrügerische Fuhrmann einen bedeutenden Abzug gefallen lassen mußte. Als Herr Stater dieses erfuhr, wünschte er sich Glück, einen so treuen, umsichtigen Gehilfen gefunden zu haben; und auch die Arbeiter merkten, daß sich mit dem kleinen Buchhalter nicht spaßen lasse.

Eines Tages machte er einem der rohesten Arbeiter ernste Vorstellungen, weil derselbe bei dem geringsten Anlaß einen Fluch ausstieß.

„O das ist nichts,“ sagte dieser lachend. „Ich schütte auf diese Weise nur den schmutzigen Staub aus, den man hier einschluckt.“

„Dann müßtet Ihr schon längst davon befreit sein; denn es vergeht kaum eine Minute, ohne daß Ihr flucht,“ entgegnete James ernst. „In jedem Falle aber muß ich Euch dringend bitten, Euren Schmutz nicht auf mich auszuschütten.“

„Ja, ich weiß, Ihr seid ein feines Herrchen,“ spottete der Flucher. „Wer mich nicht hören will, der verstopfe seine Ohren.“

„Aber Gott hört Euch und wird Euch zur Rechenschaft ziehen,“ sagte James. „Meine Mutter hat mir von meiner Kindheit an gesagt, daß Fluchen Sünde ist; und ich hoffe, daß auch die Eurige in ähnlicher Weise Euch gewarnt haben wird.“

Er hatte ohne Zweifel den rechten Ton angeschlagen; denn der rohe Mensch wandte sich schweigend ab, ging an seine Arbeit und hütete sich fortan sorgfältig, in Gegenwart unsers jungen Freundes einen Fluch auszustoßen. Jedoch gab es für James eine andere Gefahr, die um so größer war, da er sie nicht ahnte. Es war bekanntlich seine größte Lust, jedes Buch, welches in seine Hände kam, durchzulesen. In früheren Jahren hatte er nur seinen „Robinson Crusoe“ und einige andere Jugendschriften gelesen, die zwar seine Phantasie angeregt, aber ihm nicht geschadet hatten. Eigentliche Romane kannte er bis jetzt noch nicht. Doch sollte er auch von diesem Gifte nicht verschont bleiben. In dem Hause seines Prinzipals fand er eine Menge solcher Schriften, wie z. B. das „Buch der Seeräuber,“ „Sindbad, der Seefahrer,“ „das Leben berüchtigter Verbrecher“ und viele andere dieser Art.

So schwanden Wochen und Monden. James verrichtete nach wie vor seine Arbeit mit aller Treue, so daß man ihn die rechte Hand seines Prinzipals nennen konnte. Aber das Gift des Romanlesens wirkte. Das Verlangen, die weite Welt zu sehen, mehrte sich mit jedem Tage. Obgleich er wußte, daß die Mutter ihn von einem solchen Schritte abraten würde, so suchte er sich doch stets wieder zu überreden, daß er einen höhern Beruf habe, als für 14 Dollars monatlich in einer Pottasche-Fabrik zu arbeiten, und daß — wie hoch er auch seine Mutter schätzte — eine Frau zu beschränkt sei, um dergleichen beurteilen zu können. Eines Tages sprach er sich gegen seinen Prinzipal dahin aus, daß er zur See gehen wolle. Dieser aber antwortete:

„Wie, ein Seemann willst du werden? Bist du ein

Narr? Nein, mein Junge, laß dir raten und bleib ruhig an deiner Arbeit. Über Jahr und Tag legst du dir eine ähnliche Fabrik an oder trittst als Kompagnon in mein Geschäft. Was sagst du dazu?"

„Und wenn mir ein Dutzend solcher Fabriken umsonst angeboten würden, so wollte ich dennoch nicht mein Leben durch eine solch schmutzige Beschäftigung mir verkümmern lassen," sagte James mit Stolz.

Herr Stater schüttelte den Kopf und berührte diesen Gegenstand nicht wieder. James blieb während des ganzen Winters bei seiner Beschäftigung; aber mit Beginn des Frühlings ereignete sich etwas, das ihn bestimmte, seine Stellung zu kündigen. Eines Abends hatte nämlich die Tochter des Hauses Besuch; und James nahm wie gewöhnlich ein Buch zur Hand und kümmerte sich weiter um die Umgebung nicht. Indes schien er heute der jungen Dame im Wege zu sein; denn sie sagte ihm in der unzweideutigsten Weise, daß es einem Knecht, der für Lohn arbeite, gezieme, in seine Kammer zu gehen, wenn Besuch anwesend sei. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, hatte er doch bisher nicht nur mit aller Treue, sondern oft sogar über seine Kräfte gearbeitet. Er ein Knecht? Er, dessen Vorfahr die Unabhängigkeits-Erklärung mitunterzeichnet hatte? Das war zu viel. Einen zürnenden Blick auf die Sprecherin werfend, stieg er zu seiner Dachkammer hinauf; und seine starken Tritte verrieten, was in seinem Herzen vorging. Sein Entschluß, das Haus zu verlassen, stand jetzt unerschütterlich fest.

Keineswegs wollen wir es gut heißen, daß sich unser junger Freund durch seinen beleidigten Stolz so sehr be-

herrschen und fortreißen ließ; aber andererseits ließ Gott dieses augenscheinlich zu, um ihn der Versuchung, durch das Romanlesen auf schlüpfrige Wege zu geraten, so schnell als möglich zu entreißen. Es war sicher für sein jugendliches Gemüt die höchste Zeit, zur Mutter und unter ihrem Einflusse zur Nüchternheit zurückzukehren. Schon am folgenden Morgen — es war Sonntag — stand er in aller Frühe mit geschnürtem Reisebündel vor seinem Prinzipal und kündigte seine Stelle. Herr Stater war nicht wenig überrascht; aber seine Mühe, den jungen Mann umzustimmen, blieb fruchtlos. Er zahlte ihn aus, und James kehrte halb verdrießlich, halb freudig zur Mutter zurück.

Frau Garfield war überaus verwundert, als sie ihren Sohn so unverhofft eintreten sah. Der Wahrheit gemäß erzählte er ihr den ganzen Sachverhalt. Zuletzt rückte er aber mit dem wahren Beweggrunde seines Handelns hervor, indem er sagte: „O Mutter, wie gern möchte ich zur See gehen!“

Die arme Frau war wie vom Schlage gerührt.

„Wie, zur See?“ rief sie. „Ich würde das als das größte Unglück betrachten. O James!“

„Nun, Mutter, ohne deinen Willen thue ich nichts,“ beschwichtigte jener; und die Sache wurde nicht weiter besprochen.

Der arme Knabe war jetzt ohne Beschäftigung; und er fühlte, daß dieses nicht lange so bleiben dürfe. Es war ihm daher erwünscht, zu hören, daß ein Farmer in Newbury, welches jetzt zu Cleveland gehört, Arbeiter zum Holzhacken suche. Schon in der folgenden Woche eilte er dorthin und übernahm die ihm dargebotene Arbeit.

Auch die Mutter freute sich darüber; denn sie dachte, daß er bei einer dauernden Beschäftigung am leichtesten von seinen Reisegrillen befreit würde. Doch darin hatte sie sich verrechnet; denn von dem Orte seiner Arbeit aus hatte er eine prachtvolle Aussicht auf den Eriesee mit seinen Segelschiffen und Dampfbooten. In seiner Einbildung glaubte er den großen Ozean vor sich zu sehen, von dem er in seinen Büchern gelesen hatte; und das alte Verlangen, in die weite Welt zu gehen und auf dem Meere sein Glück zu suchen, wuchs täglich. Um vorläufig der Versuchung zu entrinnen, verließ er die Gegend des Eriesees und bekam Arbeit an der entgegengesetzten Seite des Waldes. Hier wohnte ein reicher, aber zugleich sparsamer und strenger Farmer, der seine Arbeiter jeden Cent schwer verdienen ließ. Er erwarb sich aber während dieser Zeit dessen Freundschaft und Achtung in so hohem Maße, daß derselbe ihn nach beendeter Arbeit sehr ungern scheiden sah.

James kehrte zur Mutter zurück. Doch diese merkte nur zu bald, daß er von seinen Meer-Träumereien noch immer nicht befreit war. Im nächsten Frühjahr erklärte er ihr, daß bei ihm der Entschluß jetzt fest stehe, ein Matrose zu werden, und ersuchte zugleich die Mutter um ihre Einwilligung. Diese fühlte sich tief getroffen; sie sah ihre Hoffnung, daß ihr Sohn sich noch einmal als ein Gelehrter auszeichnen werde, jetzt gänzlich vernichtet. Doch gab sie, wenn auch mit einem blutenden Herzen, ihre Einwilligung, bat aber dringend, James möge nicht sofort aufs weite Meer gehen, sondern irgend einen Dienst auf dem Eriesee annehmen.

Wie erfreut war der Knabe! Sobald als möglich

rüstete er sich zur Abreise. Schon am folgenden Tage war sein Bündel geschnürt. Die Thränen der Mutter beim Abschied erschütterten ihn tief; aber das glänzende Bild der Zukunft nahm seinem Schmerze den Stachel. Mit einigen Dollars in der Tasche und mit dem Segen seiner frommen Mutter verließ er das Haus. Er machte den ganzen Weg — eine Strecke von 17 Meilen — zu Fuß und kam in Cleveland müde und mit wunden Füßen beim Dunkelwerden an. Er setzte sich auf das äußerste Ende des Hafendammes und sah mit wachsendem Staunen, wie die See sich hob und schäumte. Allmählich entschwand seiner Erinnerung die Heimat, ja die Mutter selbst, die in diesem Augenblicke vielleicht seiner mit Thränen gedachte; und freudig klopfenden Herzens eilte er nach einem Schiffe, welches jetzt gerade befrachtet wurde. Er fragte einen auf dem Deck beschäftigten Matrosen nach dem Kapitän, und es wurde ihm bedeutet, daß derselbe bald erscheinen werde.

Er mußte eine Zeitlang warten. Nach seiner Vorstellung war ein Schiffskapitän ein gewandter, höflicher Mensch, der sich durch seine Fahrten nach fernen, fremden Ländern ein reiches Maß von Kenntnissen und Erfahrungen gesammelt hat, und der als Kommandant bei seinen Leuten in höchstem Ansehen stehen müsse. Denn so waren diese Herren in den Büchern, die er bei Herrn Stater gelesen, geschildert worden. Aber o weh! plötzlich wurde er durch die rauhen Töne einer aus der Kajütte dringenden menschlichen Stimme aufgeweckt. Er hörte Flüche, wie solche sein Ohr nimmer vernommen hatte; und im nächsten Augenblicke erschien der Kopf eines wild brüllenden

Menschen in der Luke der Kajütte. Die stark gerötete Nase, die gemeinen Züge des Gesichts und — als die ganze Gestalt zum Vorschein kam — der wankende Schritt verrieten in dem Erscheinenden sofort einen Trunkenbold der schlimmsten Sorte. Sicher würde James in demselben nimmer einen Kapitän vermutet haben, wenn ihn der neben ihm stehende Matrose nicht darüber unterrichtet hätte. Dennoch trat unser Freund bescheiden vor mit der Frage, ob auf dem Schiffe Arbeit für ihn sei. Der Angeredete machte einen Augenblick Halt, starrte den Knaben mit seinen glotzenden Augen an, ballte dann die Fäuste und schrie: „Grüne Landratte! Wer gestattet dir, aufs Schiff zu kommen? Wenn du dich nicht sofort aus meinen Augen machst, dann ersäufe ich dich, so wahr ich lebe. Lümmel! Landmaus! Lauf, oder du bist ein Kind des Todes!"

Und jetzt schüttete der Trunkenbold eine solche Flut von Flüchen und Verwünschungen über den armen Burschen aus, daß derselbe vor Schreck zurückbebte und dann, wie vom Donner gerührt, das Schiff verließ und zum Hafendamme zurückkehrte, um sich von seiner Überraschung zu erholen.

Der arme James! So etwas war ihm in seinen Träumereien nimmer vorgekommen. War das wirklich ein Schiffskapitän? Die grausigen Flüche schwirrten noch immer durch seinen Kopf. Waren die übrigen Kommandanten gleich diesem, dann hatten ihn sicher die Bücher betrogen, die er mit so großem Interesse gelesen hatte.

Lange saß James, vor sich hinbrütend, auf einem Holzblocke. Für nichts mehr hatte er Auge und Ohr. Sein Herz weilte daheim bei der Mutter. Ach, wie traulich

war es doch am häuslichen Herd gewesen! — Während er so seinen Gefühlen Raum gab, glaubte er plötzlich seinen Namen nennen zu hören; und sich umschauend, erblickte er in der Nähe ein Boot, welches den Ohio- und Pennsylvania-Kanal befuhr. Welche Überraschung aber wurde ihm bereitet, als er in demselben einen jungen Mann erblickte, den er sofort als seinen Vetter Amos Letcher aus Cleveland erkannte, der, obwohl etliche Jahre älter, doch noch mit ihm die Schule besucht hatte! Im nächsten Augenblicke verließ er seinen Platz, sprang an Bord und schüttelte seinem Verwandten die Hand. Dieser aber sagte lachend: „Aber, Jim, sag mir doch, welcher Sturm dich denn eigentlich hierher verschlagen hat.“

„Ich bin hierher gekommen, um mich auf einem Schiffe zu verdingen,“ war die Antwort; „aber der Kapitän dort sagte mir, ich sei ein Grünschnabel vom Lande, und jagte mich fort, wie man einen tollen Hund wegjagt.“

Der junge Vetter lachte wieder, indem er sagte: „Das war freilich kein angenehmer Empfang, Jim; und du würdest freilich noch manchem begegnen, der ein Freund von starkem Getränke ist. Aber weißt du auch, daß das Seeleben seinen Haken hat? Würdest du wohl im Sturm auf einen Mast klettern können?“

„Das möchte ich einmal versuchen,“ rief James mit leuchtenden Blicken.

„Hättest du nicht Lust, hier auf dem Kanalboote in Dienst zu treten?“ fragte jener. „Du würdest dann später auf einem großen Schiffe besser fertig werden können.“

„Vielleicht. Nun, führe mich zum Kapitän; denn ich möchte wissen, welche Arbeit ich zu verrichten habe.“

„Zum Kapitän? Der bin ich selbst," war die Antwort. James starrte den Sprecher mit großen Augen an.

„Ja, ich möchte dich gern in Dienst nehmen, Jim," fuhr jener fort. „Ich suche schon längst jemand, der mir die Esel treibt, welche am Kanal entlang das Boot bis nach Pittsburg ziehen müssen."

James willigte ein und wurde sofort als Leinreiter des den Namen „Abendstern" führenden Bootes installiert. Dieses hatte die Bestimmung, auf dem den Ohio mit dem Eriesee verbindenden Kanal das im Norden gegrabene Kupfererz nach Pittsburg zu schaffen. Es umfaßte ungefähr 70 Tonnen, und seine Mannschaft bestand aus zwei Steuerleuten, zwei Leinreitern, einem Bootsmann und einem Koch. Es waren rohe Teerjacken, die ohne Branntwein nicht einen Tag leben zu können glaubten. Sittlichkeit und Religiösität waren bei ihnen unbekannte Dinge. Wer am besten fluchen und trinken konnte, galt als Meister in ihrer Gesellschaft. Da werden es meine jungen Leser begreifen können, wie unbehaglich sich der arme James unter ihnen fühlte.

Schon mit Anbruch des folgenden Tages gab der Kapitän seinem neuen Treiber die nötigen Anweisungen, indem er ihm die zwei Maultiere übergab, welche das Boot mittelst einer langen Leine den Kanal hinaufziehen mußten. Unser Freund, der alles mit Eifer angriff, fühlte sich bald ganz in seinem Element. Alles war ihm neu und darum interessant; und schneller, als er geglaubt, gingen seine Dienststunden dem Ende zu. Jedoch kurz vor dem Wechsel kam ein Boot von der entgegengesetzten Seite. Es wurde unserm Freunde zugerufen, auf seiner Hut zu sein; denn

es gehörte in der That einige Übung dazu, an dem entgegen kommenden Treiber und dessen Tieren vorbei zu kommen, ohne daß die Leinen sich ineinander verwickelten. James that zwar sein bestes, aber — er wußte hernach selbst nicht, wie es gekommen war — ehe er sich's versah, lag er mit seinen Tieren im Wasser; und sicher würde er ertrunken sein, wenn ihm die Bootsleute nicht zu Hilfe gekommen und ihn und seine beiden Langohren ans Land gebracht hätten. Kaum stand er mit triefenden Kleidern auf dem Lande, so brach von allen Seiten ein lautes Gelächter aus.

„Still, Burschen!" mahnte endlich der Kapitän, selbst kaum fähig, ernst zu bleiben. „Aber, Jim, was hast du denn eigentlich im Wasser zu suchen?"

„Es war nur so ein kleines Morgenbad," sagte James, der es für geraten hielt, jede Art von Verdruß vor den Augenzeugen seines Unfalles zu verbergen. „Und dann waren die Maulesel so schmutzig, daß ich's für meine Pflicht hielt, sie ein wenig abzuspülen."

„Du bist wirklich ein ganzer Kerl," rief Vetter Amos, durch die Antwort seines jungen Gehilfen zufrieden gestellt. „Aber nun komm ins Boot."

Im nächsten Augenblicke war James mit seinen beiden Maultieren an Bord, und nachdem er die letzteren mit Futter versorgt und sich trockene Kleider angelegt hatte, rief ihn der Kapitän aufs Deck und sagte zu ihm: „Jim, man hat mir gesagt, du habest etwas gelernt; und wenn du nichts dagegen einzuwenden hast, möchte ich mich selbst gern davon überzeugen."

Er begann nun, unsern Freund in den Anfangs-

gründen der Geographie, des Rechnens und der Grammatik zu examinieren; und James beantwortete alle Fragen ohne Zögern, so daß jener gezwungen war, seine völlige Zufriedenheit auszudrücken.

„Darf ich nun auch einige Fragen stellen?“ fragte James.

„So viele, als dir beliebt, Jim; ich hoffe in diesem Stücke zu Hause zu sein,“ sagte der Kapitän.

Und James begann. Allein, der Herr Vetter konnte weder die erste, noch die zweite, noch die dritte Frage beantworten. Ja, es gab buchstäblich keine einzige, auf die er eine Antwort hatte; und er mußte endlich mit einiger Verlegenheit bekennen, daß James gründlichere Kenntnisse in den verschiedenen Fächern besaß, wie er selbst, trotzdem er vorher sich ein wenig damit gebrüstet hatte, daß er in frühern Tagen in Indiana Schule gehalten habe. Kurz, er fühlte sich, wie er nachher selbst gestanden hat, wie ein Junge, der einen Streit angefangen hat und dann sagt: „Wenn du mir nichts thust, thue ich dir auch nichts.“

„Ich muß gestehen,“ begann er endlich, „daß du für einen Holzhauer oder Mauleseltreiber zu viel gelernt hast. Du mußt Schullehrer werden, und zwar nicht ein solcher, der in abgelegener Gegend eine Stelle bekleidet, sondern an einer Stadtschule angestellt werden kann.“

„Nun, ich denke auch nicht immer Matrose zu bleiben,“ wandte James ein. „Würde ich es denn nicht bis zum Kapitän bringen können?“

„Ob Kapitän oder Matrose, bleibt sich gleich,“ fuhr Amos fort. „Ich bin gewiß, du würdest dich als Seemann stets unglücklich fühlen.“

„Aber ich habe doch von Jugend auf für das Seeleben geschwärmt,“ ließ sich James nach einer Pause wieder vernehmen. „Wenn meine Mutter dazu ihre Einwilligung gegeben hätte, würde ich jetzt schon längst auf dem Atlantischen Ozean sein.“

„Deine Mutter hat wohlgethan, sich dir in den Weg zu stellen,“ sagte Amos ernst. „Sie hat richtig gesehen, daß in dir etwas anderes steckt — vielleicht ein Lehrer an einer höheren Schule oder dergleichen.“

James war nachdenklich geworden. Doch mußte die Unterhaltung abgebrochen werden, denn die Zeit der Ruhe war für den jungen Leinreiter abgelaufen. — Auch in dieser Stellung hielt er mutig aus, obschon der tägliche Umgang mit dem rohen Schiffsvolk ihm zuweilen recht unangenehm wurde. Jedenfalls war sein Betragen stets untadelhaft. Nur eins fehlte ihm; — und um dieses Eine flehte daheim seine Mutter Tag und Nacht. Ihr James war gehorsam, fleißig, tugendhaft und zeigte zu ihrer Freude die herrlichsten Eigenschaften; aber er war nicht von Herzen zum Heilande bekehrt. Doch betete sie für ihn mit dem Vertrauen des Glaubens; und ihr Flehen sollte erhört, ihre Hoffnung nicht beschämt werden.

Es war in einer dunkeln, sehr stürmischen Nacht, als er aus dem Schlafe geweckt wurde, um am Bug des Schiffes seinen Platz einzunehmen. Das Fahrzeug verließ gerade eine Stelle, die — wie dieses im Ohio-Kanal vielfach der Fall ist — nur eine geringe Tiefe hatte. James eilte aufs Deck, wo ihm der Regen ohne Verzug den Schlaf aus den Augen verscheuchte. Da er wußte, daß man sich wieder einer Schleuse nähere, so bemühte er

sich, ein Tau abzuwinden. Irgend ein nicht bekannt gewordener Umstand erschwerte dies, so daß er alle seine Kräfte aufbieten mußte. Plötzlich löste sich das Tau mit einem so kräftigen Rucke, daß der arme James über Bord ins Wasser stürzte. Niemand hatte bemerkt, was vorgefallen war. Unser Freund sah den unvermeidlichen Tod vor Augen. So lange als möglich hielt er sich auf der Oberfläche des Wassers; aber, da er nicht geübt war im Schwimmen, schwanden gar bald seine Kräfte. Er begann zu sinken. Doch im verhängnisvollen Augenblicke erfaßte seine Hand ein Tau, das vom Schiffe her über ihm schwebte. Er ergriff dasselbe mit der Kraft der Verzweiflung, und es gelang ihm, sich daran bis ins Boot zu schwingen. Hier stand er nun, bis auf die Haut durchnäßt und vor Schreck und Kälte zitternd; aber — Gott sei Dank! — er war gerettet.

Gefühle des Dankes gegen Gott, der ihn, als jede menschliche Hilfe abgeschnitten war, so wunderbar gerettet, durchströmten seine Seele. Und in der That, seine Rettung war ein Wunder; denn das Tau, an welchem er sich an Bord geschwungen, war nirgends befestigt gewesen, sondern hatte sich nur mit einem Knoten in einer ganz kleinen Ritze am Deck festgehakt.

„O Gott!" erklang aus der Tiefe des Herzens seine Stimme. „Du — du selbst — du allein bist mein Retter gewesen. Durch ein Wunder hast du mein Leben geschont. Du gedachtest meiner nach deiner großen Barmherzigkeit, während ich gar nicht an dich dachte. Ich verließ, noch halb im Schlaf, mein Lager, ohne von dir meine Bewachung zu erflehen, die ich doch mehr denn je

nötig hatte. Aber du hast dennoch deine schützende Hand über mich ausgebreitet; und ich flehe zu dir, du wollest jetzt auch meine arme Seele retten. Ach! an welchem Orte würde ich mich jetzt befinden, wenn du mich nicht gerettet hättest?"

Jetzt erst wurde ihm alles, was er in der heiligen Schrift gelesen und gelernt hatte, klar und kostbar. Er fühlte, daß sich das Wort Gottes persönlich an ihn richtete. Der Gedanke, daß Gott ihn trotz aller Sünden und Gleichgültigkeit mit Langmut getragen, drückte ihn zu Boden und erfüllte seine Seele mit tiefer Reue; aber zugleich fühlte er sich durch die Gnade der Rettung gehoben und angezogen, so daß er sich vertrauensvoll in die Arme dessen warf, der einst sagte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." — Ein heftiges Fieber ergriff ihn und beraubte ihn gänzlich seiner Kräfte, daß es ihm unmöglich wurde, seine Arbeit länger zu verrichten. Deshalb kündigte er schon in den nächsten Tagen seinen Dienst.

Zwei Monate hatte James für 12 Dollars monatlich als Treiber, und einen Monat für 18 Dollars als Bootsmann gedient. Das machte 42 Dollars. Unser Freund steckte das Geld ein, verabschiedete sich und trat dann sofort den Heimweg an. Er fühlte sich sehr krank und fast aller Kräfte beraubt. Seiner Mutter hatte er seit langer Zeit nicht geschrieben, weil er zu sehr beschäftigt gewesen war. Da kam er sich denn vor, wie der verlorene Sohn auf dem Wege zum Hause seines Vaters. Endlich — die Nacht war bereits weit vorgerückt — lag die trauliche Hütte vor ihm. Zu seiner Freude entdeckte er noch Licht im Wohn-

zimmer. Mit klopfendem Herzen nahte er dem Fenster. Ja, da saß sie, die gute, treue Mutter, ihr Haupt über die Bibel gebeugt; und deutlich hörte er die Worte des 46. Psalms:

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken; wenn gleich das Meer wütete und wallete —“

Da konnte sich James nicht länger halten; eine Minute später lag er in den Armen der Mutter. Die Thränen, die beider Augen benetzten, waren Thränen einer Freude, an welcher die Engel des Himmels teilnahmen.

Als der erste Rausch der Freude vorüber war, gewahrte die Witwe zu ihrem Schrecken das krankhafte Aussehen ihres Sohnes. Auf ihr Befragen hörte sie, daß er schon seit einer halben Woche ein Fieber mit herumschleppe. Ihre Angst aber vermehrte sich, als sie aus seinem Munde die Ursache dieser Krankheit vernahm, und er ihr in aller Ausführlichkeit mitteilte, daß nur ein Schritt zwischen ihm und dem Tode gewesen sei, und daß ihn Gott wie durch ein Wunder gerettet habe. — Am folgenden Tage stellte sich ein so heftiges Unwohlsein ein, daß Frau Garfield es für nötig erachtete, einen Arzt holen zu lassen. Dieser fand den Zustand des Kranken höchst bedenklich. Und in der That, mehrere Wochen hindurch mußte der sonst so starke, gewandte Bursche das Bett hüten, und die fortwährenden Schmerzen beraubten ihn fast aller Kräfte. Das war eine schwere Prüfung für ihn. Doch der Herr, der ihn aus dem Wasser gerettet hatte, er=

löste ihn auch endlich von seiner Krankheit. Er genas, und allmählich kehrten seine Kräfte zurück.

Der Winter rückte heran, und wieder sollte in Orange die Schule eröffnet werden, Sicher war es eine Führung Gottes, daß ein junger Mensch, namens Samuel Bates, als Lehrer angestellt wurde, der nicht nur ein außergewöhnliches Maß von Kenntnissen besaß, sondern auch ein Christ im wahren Sinne des Wortes war. Derselbe hatte die Absicht, sich dem Predigtamte zu widmen, war aber als Sohn armer Eltern gezwungen, sich während der Wintermonate das zum Studieren nötige Geld durch Schulehalten selbst zu erwerben. Bei seinem ersten Besuche machte ihn die Frau Garfield zum Vertrauten ihrer Wünsche in bezug auf James; und seine Unterredungen mit ihm regten den Ehrgeiz unsers noch immer etwas kränkelnden Freundes in einem solchen Maße an, daß dieser keinen größeren Wunsch hegte, als sich den Wissenschaften zu widmen. Jedoch war James noch nicht ganz mit sich im klaren, welche Laufbahn er wählen sollte. Aber das stand bei ihm fest, daß er mit Beginn des Frühjahres das Seminar zu Chester besuchen wollte. Dieser Entschluß bildete in dem bewegten Leben des jungen Garfield einen vollständigen Wendepunkt. Daß auch seine beiden Vettern, William und Henry Boynton, auf den Rat des jungen Lehrers sich entschlossen, ebenfalls dasselbe Institut zu besuchen, war ihm eine nicht geringe Freude.

3. Garfields Studiengang.

Ihr hättet sie sehen sollen, diese drei rotbackigen Bauernjungen, die — es war am 5. März 1846 — einen

Weg von zehn Meilen antraten, um sich in Chester als Schüler einreihen zu lassen. Fröhlichen Mutes schritten sie voran, jeder mit einem schweren Bündel auf dem Rükken. In diesen Bündeln befand sich ein kleiner Mundvorrat und verschiedenes Küchengerät. Ein jeder von ihnen führte seinen eigenen Haushalt mit sich, bestehend aus einer Schüssel, einem Teller, einem Messer, einer Gabel, einem Löffel, einer Bratpfanne, einem Kessel und einer Tasse. Ein großes Stück Speck bildete den Hauptbestandteil des Proviats. Sie erreichten, ohne sonderlich ermüdet zu sein, das Ziel ihrer Reise und gingen schnurstracks auf ein Gebäude zu, welches ihnen als die Wohnung des Direktors, Herrn Daniel Branch, bezeichnet worden war. James, der auserkorene Sprecher der kleinen Gesellschaft, nahm das Wort und sagte: „Wir sind aus Orange und möchten gern Ihre Schule besuchen."

Der Direktor ließ sich die Namen der drei neuen Zöglinge nennen, während sein Auge bald auf den kräftigen Gestalten, bald auf den Bündeln ruhte, die noch immer auf deren Rücken ihren Platz behaupteten. Dann aber sagte er lächelnd: „Nun ich sehe, daß eure Mütter euch mit guten Vorräten versehen haben. Was tragt ihr denn eigentlich da in euren Bündeln?"

„O, nur etwas Kochgeschirr und nebenbei einen Streifen Speck," war die Antwort.

„So, so, dann wollt ihr einen eigenen Haushalt gründen?" forschte jener weiter.

„Ei freilich, mein Herr, wenn Sie uns ein Zimmer anweisen wollten, das wir mieten könnten."

Der freundliche Direktor zeigte sich dazu bereit und

ließ die drei Knaben durch seine Magd in ein in der Nähe gelegenes, armseliges Häuschen führen, wo sie bei einer alten Witwe das verlangte Zimmer mieten konnten.

Der junge Garfield machte sich nun mit aller Kraft ans Lernen. Er studierte hauptsächlich Algebra, Grammatik und Naturwissenschaften, machte überraschend schnelle Fortschritte und war bald vielen seiner Mitschüler, die sonst weit besser gestellt waren als er, weit voraus. Auch was die Haushaltung betraf, ging es anfangs nicht übel. Die alte Witwe kochte ihren jungen Mietsleuten das kärgliche Mittagsessen und wusch ihnen ihre eben nicht zahlreichen Hemde — beides gegen eine geringe Vergütung. Doch diese kleinen Ausgaben, verbunden mit denen, die zur Beschaffung verschiedener Bücher und Hefte erforderlich waren, machten so heftige Eingriffe in die vorhandene Barschaft, daß James bald den letzten Dollar zum Vorschein bringen mußte. Das alte Lied: „Gelder muß der Vater schicken, wenn der Sohn studieren soll," konnte auf ihn keine Anwendung finden. Es wurde daher nötig, daß er in seinen Freistunden abermals Bretter hobelte. So gering der Lohn auch war, er verdiente doch genug, um sein Leben zu fristen. Trotz alledem konnte in der Schule kaum einer mit ihm gleichen Schritt halten; und dabei war er so bescheiden, daß niemand ihn wegen seiner Fortschritte beneidete. Es war eine der Schulregeln, daß monatlich zweimal jeder Schüler einen Aufsatz liefern und, wenn die Reihe an ihn kam, seine Arbeit öffentlich vor der ganzen Klasse vorlesen mußte. Als nun James zum erstenmal an das Lehrerpult trat, um seine Schrift zu veröffentlichen, war seine Verlegenheit sehr groß.

„Wirklich, es war mein Glück," sagte er etliche Tage später zu einem seiner Kameraden, „daß meine Beine hinter dem Pulte unsichtbar blieben."

„Warum?" fragte jener.

„Nun, sie schlotterten so arg, daß man gemeint haben würde, ich wolle ein Tänzchen machen."

„Dazu war wirklich keine Ursache vorhanden," versicherte der Kamerad gutherzig. „Alle haben dich bewundert. Dein Aufsatz war ausgezeichnet."

Von dieser Zeit an ging der junge Garfield an einem Abende in der Woche nicht in die Werkstatt, sondern wohnte der Zusammenkunft einiger Schüler bei, die sich eine freie Besprechung verschiedener Streitfragen zur Aufgabe gestellt hatten. Der Direktor selbst, der oft zugegen war, hatte ihn dazu ermuntert, indem er überzeugt war, daß dadurch den jungen Leuten Gelegenheit geboten werde, sich im Nachdenken, sowie im Aussprechen ihrer Gedanken zu üben. James trug fast immer den Sieg davon. Jedermann erkannte in ihm den ausgezeichnetsten Schüler der Anstalt.

Endlich rückten die Sommerferien heran. Heiteren Sinnes kehrte er zur Mutter zurück, um zwei Monate lang daheim zu bleiben. Zu seiner nicht geringen Freude fand er auch seinen Bruder Thomas zu Hause. Dieser war eben im begriff, der Mutter eine Scheuer zu bauen; und James hatte nun die Gelegenheit, zu zeigen, daß trotz seines eifrigen Studierens noch immer ein tüchtiger Zimmermannsgehilfe in ihm stecke

Als die Scheune vollendet war, trat James, da er zu weiterm Studium Geld nötig hatte, bei den umwohnenden

Farmern in Arbeit. Die Abende benutzte er aber zu seiner Fortbildung. So flogen die Ferientage schnell dahin, und James kehrte mit einem etwas besseren Anzuge und einer geringen Barschaft nach Chester zurück.

Gegen Ende des Herbstkursus ließ der Direktor, welcher große Stücke auf seinen Schüler hielt und dessen Armut kannte, ihn zu sich kommen und sagte zu ihm: „Wie wäre es, mein junger Freund, wenn du dir für die Wintermonate eine Lehrerstelle suchtest?"

„Das ist auch der Wunsch meiner Mutter," sagte James. „Aber würde ich dazu fähig sein?"

„Befolge nur den Wunsch deiner guten Mutter," fuhr der Direktor fort. „Du hast dann nicht nur Gelegenheit, dich selbst weiter auszubilden, sondern kannst auch andern nützlich sein. Überdies fehlt es in unsern Tagen an jungen Lehrern; und du vermagst etwas Tüchtiges zu leisten."

So begab sich denn James in seine Heimat zurück, um sich von da aus nach einer Schulstelle umzusehen. Aber mehrere Tage suchte er vergebens, so daß er mißgestimmt zu seiner Mutter zurückkehrte.

„Vielleicht," sprach diese, „hat der Herr etwas Besseres für dich ausersehen. Drum laß deinen Mut nicht sinken. Morgen wollen wir mit Onkel Amos über diese Sache sprechen."

Kaum öffnete er am folgenden Morgen seine Augen, so hörte er auf dem Hausflur die Worte: „Guten Morgen, Frau Garfield! Wie ich höre, ist Euer Jim zu Hause; und da möcht ich gern wissen, ob er diesen Winter über bei uns Schule halten will."

Pfeilschnell flog er aus dem Bette. Was er zwei Tage vergeblich gesucht, wurde ihm jetzt, ohne daß er einen Schritt that, ins Haus gebracht. Fünf Minuten später stand er dem Manne gegenüber, dessen Stimme er vernommen. Es war ein Farmer, der etwa eine Meile entfernt von Orange wohnte. Der Umstand, daß die ihm angebotene Schule sich in der Nähe befand, legte in etwa einen Dämpfer auf die Freude; denn er erinnerte sich, daß mehrere der dort wohnenden Knaben einst seine Jugendgespielen gewesen waren und allgemein als sehr verwildert bezeichnet wurden. Als er dieserhalb Bedenken äußerte, sagte der Farmer: „Du hast recht, Jim; unsere Jungen bilden eine wilde Bande. Aber das schadet nichts; denn sie kennen dich und wissen, daß du mehr gelernt hast, als die meisten Schulmeister. Auch wissen sie, daß du ein handfester Bursche bist, der nicht mit sich spaßen läßt. Willst du die Stelle annehmen? Du bekommst zwölf Dollars und freie Kost."

Unmöglich konnte er so schnell zum Entschlusse kommen. Er erbat sich deshalb eine kurze Bedenkzeit, um mit der Mutter und dem Onkel Amos die Sache gründlich zu überlegen. Der Farmer willigte ein, sagte aber beim Abschied: „Du darfst aber nicht „nein" sagen, Jim."

Nachdem er alles erwogen, erklärte sich James endlich bereit, die Stelle anzunehmen. Er hatte sich fest vorgenommen, keine Rute in der Schule zu gebrauchen; denn obwohl er nicht willens war, mit sich spielen zu lassen, so begriff er doch wohl, daß ein Lehrer und ein Büttel zwei verschiedene Personen sind. Er begann daher auch seinen Unterricht nicht damit, daß er von vorn herein strenge Re=

geln einführte, die ja nur zu oft die Neigung bei der Schuljugend wachrufen, sie zu übertreten. Im Gegenteil legte er es seinen Schülern warm ans Herz, daß er sich Mühe geben werde, ihnen im Lernen tüchtig vorwärts zu helfen, aber daß man gemeinschaftlich die Hand ans Werk legen müsse, wenn seine Arbeit mit Erfolg gekrönt werden solle. „Die meisten von euch sind alt genug, um zu begreifen, daß ihr für euch selbst und nicht für den Lehrer lernt," sagte James beim Beginn der ersten Schulstunde. „Ich will mich daher bemühen, ein guter Lehrer zu sein; zeigt ihr, daß ihr gute Schüler seid. Bis jetzt sagt man von dieser Schule nicht viel Rühmliches; und darum müssen wir uns alle beeifern, sie wieder zu Ehren zu bringen."

Diese Worte schienen nicht auf einen unfruchtbaren Boden gefallen zu sein. Die Schüler kamen mehr und mehr zu der Einsicht, daß es ihr Nutzen sei, fleißig zu lernen. James zeigte eine außergewöhnliche Geschicklichkeit, diesen Fleiß wach zu erhalten, forderte nicht zu viel von seinen Schülern, zeigte aber keine Nachsicht gegenüber der Trägheit und Unaufmerksamkeit. Bald hingen die Kleinen, wie die Großen mit der innigsten Liebe an ihrem Lehrer, und ein jeder suchte ihm Freude zu machen. Freilich mußte dann und wann auch wohl eine Strafe diktiert werden; aber sie kam nur in den außergewöhnlichsten Fällen zur Anwendung.

Der Winter war vorüber. Mit Rührung nahm der junge Garfield von seinen Schülern Abschied; und die Eltern bedauerten es von Herzen, einen Lehrer zu verlieren, der auf die Gemüter ihrer Kinder einen so gesegneten Einfluß ausgeübt hatte. Dann kehrte er nach Chester zurück.

Schnell flogen die Sommermonate vorüber. Als der Winter kam, fand er mit leichterer Mühe, als im vorigen Jahre, eine Anstellung in Warrensville, die ihm nebst freier Beköstigung monatlich 16 Dollars einbrachte.

Selbstredend legte er jeden Cent, den er verdiente, sorgfältig für seine fernere Ausbildung zurück. Kein Wunder, daß er daher bald mit seinem Anzug in Konflikt geriet. Seine damalige Kostfrau, eine gewisse Frau Stiles, erzählte später, nachdem James Garfield bereits bekannt geworden war, sehr gern folgende Anekdote:

Der junge Mann war ohne Überrock und ohne Unterkleider und hatte nur einen Anzug aus Kentuckygarn. Gegen Ende des Winterquartals hatte er seine Hose ziemlich an den Knieen abgetragen; und als er sich einmal bückte, zerriß sie halb um das Bein herum, so daß sein bloßes Knie zu sehen war. Er steckte den Riß, so gut es ging, mit einer Nadel zusammen und klagte am Abend der Wirtin sein Unglück.

„Das läßt sich wieder gut machen," tröstete die gute Frau Stiles. „Gehen Sie zu Bett, und einer der Jungen kann Ihre Hose herunter bringen; dann will ich das Loch wieder zustopfen, daß die Hose so gut wie neu sein wird. Sie sollten über solche Kleinigkeiten nicht trauern; denn wenn Sie einmal Präsident sein werden, haben Sie dieselben längst vergessen."

Frau Stiles meinte es freilich gut, als sie ihm scherzweise dieses Kompliment machte; aber in einem Punkte hat sie sich doch geirrt. Denn als James Garfield in späteren Jahren wirklich Präsident geworden, hat er sich seiner zerrissenen Hose noch oft erinnert.

Nachdem er Warrensville verlassen hatte, sah man ihn später wieder in Chester, um hier seine Studien fortzusetzen. Während des letzten Herbstquartals machte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, namens Lucretia Rudolf, die ebenfalls das Institut in Chester besuchte und später seine Frau werden sollte. Sie war die Tochter eines benachbarten Farmers, nahm teil an allen Unterrichtsfächern und zeichnete sich stets durch ihr stilles, bescheidenes und liebevolles Wesen aus. Sie übte unleugbar schon damals einen bemerkbaren Einfluß auf den jungen Studenten aus, indem sie ihn zu noch größeren Anstrengungen anspornte.

Auch noch ein anderer Umstand mußte dazu dienen, seinem Eifer, ein Gelehrter zu werden, einen neuen Anstoß zu geben. Er traf nämlich eines Tages mit einem jungen Manne zusammen, der sich auf einer Universität in Neuengland den Doktortitel erworben hatte und der ihn anfeuerte, seinem Beispiele zu folgen. James hatte bisher, im Blick auf die ihm zu Gebote stehenden geringen Mittel, nie seine Wünsche bis zu dieser Höhe gesteigert; aber als er vernahm, daß die Universität oft zur Unterstützung ärmerer Studenten Stipendien verabreiche, und daß man durch Erteilen von Privatstunden genug verdienen könne, um das College zu belegen, da war es, als sei ihm plötzlich ein neues Licht aufgegangen.

„Wieviel würde ich zum allerwenigsten nötig haben?" fragte er.

„Bei der äußersten Sparsamkeit würden Sie außer Ihrer Kleidung 200 Dollars jährlich verbrauchen," war die Antwort.

„Und wie viel Jahre würde das Studium dauern?" fragte James weiter.

„Wenigstens drei Jahre auf einem Vorbereitungs-Institute, und drei Jahre auf der Universität selbst," erwiderte der junge Doktor.

Der Entschluß wurde gefaßt, und schon am folgenden Tage wurden die alten Sprachen „Latein und Griechisch" den bisherigen Zweigen des Studiums unsers jungen Freundes beigefügt. Doch während der lernbegierige Jüngling jede Stunde des Wochentages seinem Studium widmete, betrachtete er den Sonntag unumschränkt als den Tag des Herrn. Tief durchdrungen von der Wahrheit des Evangeliums und voll Mitgefühl gegen solche Mitmenschen, die in der Blindheit ihrer Herzen der Sünde lebten, besuchte er nicht selten die benachbarten Örter, um das Wort Gottes zu verkündigen. Unter diesen Umständen entwickelten sich seine Lehr- und Rednergaben in einer Weise, daß der Direktor der Anstalt eines Tages über ihn die Worte äußerte: „Er ist zum Prediger geboren; es ist ein Genuß, auf seine Worte zu lauschen. Das beste aber ist, daß er nichts von dieser seiner wunderbaren Rednergabe zu wissen scheint." —

Auch ein Farmer, dem er in den letzten Sommerferien eine Wiese abgemäht hatte, sagte zu ihm beim Abschiede: „Wenn Sie einmal so gut predigen können, wie Sie die Sense zu handhaben verstehen, dann werde ich Sie hören müssen, und müßte ich zehn Meilen weit laufen."

Als der dreijährige Kursus beendet war, hielt er eine öffentliche Rede, die ihm großes Lob einbrachte. Danach verabschiedete er sich, mit den besten Zeugnissen in der

Tasche, von den Lehrern und Mitschülern, und ihre Glückwünsche begleiteten ihn.

Mit welchen Gefühlen betrat er jetzt das elterliche Haus! Wie vieles war geschehen, seit er dort als Kind seine Spiele trieb und seine ersten Schuhe anzog! Wie zärtlich umarmte die Mutter jetzt den Heimgekehrten, der das Vertrauen, welches sie in ihn gesetzt hatte, so glänzend rechtfertigte! Und wie leuchteten seine Augen vor Freude, als sie ihm ihre Absicht, ihre Verwandten in Muskingum County zu besuchen, mitteilte und ihm die Erlaubnis gab, sie begleiten zu dürfen!

„Herrlich!“ rief James. „Wie lange werden wir ausbleiben?“

„Bis zum Frühjahr, oder vielleicht noch etwas länger,“ war die Antwort. „Du kannst deine Bücher mitnehmen, und an Arbeit wird es dir dort nicht fehlen. Vielleicht findet sich während des Winters auch Gelegenheit, Schule halten zu können; und dann kannst du im Frühjahr, wie es deine Absicht ist, das College zu Hiram besuchen.“

Schon am folgenden Tage traten Mutter und Sohn die Reise an. Die Cleveland- und Columbus-Eisenbahn war erst vor kurzem eröffnet worden; und nun hätten meine Leser die staunenden Blicke unsers jungen Freundes sehen sollen, der es durchaus nicht fassen konnte, daß der Dampf mit einer solchen Kraft zu arbeiten vermöge. In Columbus, wo man ausstieg, fesselte das Rathaus, ein großartiges Gebäude, worin der gesetzgebende Körper seine Sitzungen hielt, die Aufmerksamkeit des Jünglings. Seine Verwunderung aber steigerte sich, als er in das Gebäude trat. Die Versammlung hatte soeben ihre Beratung

begonnen, und James lauschte mit Interesse auf die Wortkämpfe der Deputierten. Sicher ahnte er nicht, daß er zwanzig Jahre später selbst ein Glied dieser gesetzgebenden Körperschaft werden würde.

Und welch herrliche Naturscenen jagten an seinen Blicken vorüber, als sie die Reise bis nach Zanesville fortsetzten und dort ein Boot bestiegen, welches sie auf dem Muskingumstrom zu dem achtzehn Meilen entfernt gelegenen Orte ihrer Bestimmung brachte! Mutter und Sohn wurden von ihren Verwandten mit offenen Armen empfangen. Schon nach fünf Tagen fand James in Harrison eine Anstellung als Lehrer für den ganzen Winter, wo er monatlich 18 Dollars verdiente. Auch für sein eigenes Studium nutzte er die Zeit aufs beste aus, so daß er, als der Frühling kam, mit frischem Mute und frohem Herzen seine Rückreise in die Heimat wieder antreten konnte. Da aber erst im September der Unterricht am Gymnasium zu Hiram eröffnet wurde, so blieb ihm trotz seiner Vorbereitung noch Zeit genug übrig, um durch Bretterhobeln und Grasmähen sich manchen Dollar verdienen zu können. Endlich kam der ersehnte Tag — es war der 31. August des Jahres 1851 — an welchem der zwanzigjährige Jüngling Hiram erreichte, um seine akademische Laufbahn zu beginnen. Seine Einführung beim Vorstande wird uns folgendermaßen beschrieben:

Der Vorstand hatte gerade eine Sitzung, als der Diener erschien und einen jungen Mann anmeldete, der den Präses des Vorstandes zu sprechen wünschte. Da kein Einwand erhoben wurde, trat der Angemeldete ein, verbeugte sich — vielleicht ein wenig steif — vor der Versamm-

lung und sagte: „Meine Herren! Ich habe große Lust zu studieren, und ich richte daher die Frage an Sie, ob Sie mich in Ihr College aufnehmen wollen. Jedoch muß ich Ihnen sagen, daß mir, da mein Vater früh starb und meine Mutter ohne Vermögen ist, dazu die Mittel fehlen. Ich bitte Sie daher, mir den Posten des Ofenheizers, des Glöckners und des Stubenfegers übertragen zu wollen."

Die Herren sahen sich einander an, und einer von ihnen sagte: „Welche Schule haben Sie besucht?"

„Ich habe den dreijährigen Kursus auf dem Seminar zu Chester durchgemacht, den Winter über Schule gehalten und mit Griechisch und Latein den Anfang gemacht," war die Antwort.

„So gedenken Sie also, das College bis zu ihrer völligen Ausbildung zu besuchen?" forschte jener weiter.

„Ich will es mit Gottes Hilfe versuchen, das heißt, wenn ich soviel nebenbei verdienen kann, um meine Ausgaben zu bestreiten," erwiderte James.

„Wir dürfen den Jüngling nicht abweisen, meine Herren," sagte der Präses, dem der ernste, feste Wille unsers Freundes gefiel. „Versuchen wir es mit ihm."

Alle willigten ein; und James Garfield wurde mit dem verlangten Posten betraut an jener Anstalt, deren Direktor er in späteren Jahren geworden ist, und zu deren ferneren Entwickelung er so vieles beigetragen hat.

Hiram war damals noch ein kleines Landstädtchen, zwölf Meilen von der nächsten Eisenbahnstation. Die Anstalt, anfangs nur ein Gymnasium, wurde in späteren Jahren zur Universität erhoben, um der Jugend in den westlich gelegenen Gegenden Gelegenheit zu einer höheren

Ausbildung zu geben. Unter den Schülern war der junge Garfield am weitesten gefördert; nur in den alten Sprachen hatte er noch mancherlei nachzuholen, um den Standpunkt seiner Klasse zu erreichen. Er bewohnte mit vier Kameraden ein Zimmer, welches nur mit den allernotwendigsten Möbeln versehen war; aber alle vereinten sich in dem Streben, vorwärts zu kommen.

Die Anstalts-Bibliothek, die über 2000 Bände in sich faßte, war sein Lieblingsaufenthalt. Er las nicht nur manches Buch durch, sondern machte sich auch über das, was ihm wertvoll erschien, stets die genauesten Aufzeichnungen, die ihm später, wenn er über irgend einen Gegenstand sprach oder schrieb, zu großem Nutzen dienten. In den Freistunden sah man ihn meistens in der Werkstätte eines Zimmermanns, für den er Bretter hobelte oder sonstige Arbeiten verrichtete, während er es sich auch wohl dann und wann gestattete, mit seinen Kameraden ein Kampfspiel oder einen Wettlauf zu machen. Diese körperliche Bewegung diente dem oft zu eifrigen Studieren des Jünglings als nützliches Gegengewicht.

Am Ende des ersten Studienjahres gab er auf den Vorschlag des Direktors seinen Glöcknerposten, sowie alle damit verbundenen Nebenämter auf, um — während er die alten Sprachen zur Vorbereitung auf die Universität eifrig studierte — als Hilfslehrer in einigen der übrigen Fächer Unterricht zu erteilen.

In dieser Weise zog die Zeit vorüber, die er in Hiram zubrachte. Nach Verlauf von ungefähr drei Jahren hatte er die Reife für eine Universität erreicht. Nicht nur seine Mitschüler, sondern auch die Vorsteher der Anstalt sahen

ihn ungern scheiden, und letztere nahmen ihm das Versprechen ab, daß er, sobald sein Studium vollendet sei, in Hiram eine Lehrerstelle annehme. Er entschloß sich, nach den Neuengland-Staaten zu reisen und in das Williams-College einzutreten.

Im Herbst desselben Jahres bezog er genanntes College. In der That fand hier sein lernbegieriger Geist eine reiche Nahrung. Wie sehr erstaunte er über die riesenhafte Büchermenge, als er zum ersten Male das Bibliothekzimmer betrat! Mit Begierde verschlang er, so oft es ihm die Zeit erlaubte, die Werke der berühmtesten Schriftsteller. Auch gehörte er einer Vereinigung an, deren Glieder sich wöchentlich einmal versammelten, um über gelehrte, oder auch über Tages-Fragen zu disputieren. Bei diesen Übungen zeichnete er sich so sehr aus, daß man allgemein anerkannte, er sei zum Redner geboren.

Unter solchen Umständen ging das erste Jahr vorüber; aber nun entdeckte er auch mit Schrecken, daß seine Barschaft fast gänzlich zur Neige gegangen war. In dieser seiner Not erinnerte er sich an Dr. Robinson in Cleveland, der ihm einst seine Hilfe zugesagt hatte. Zum Glück war der Ruf des Fleißes, der Ausdauer und der Fortschritte unsers jungen Freundes bis zu den Ohren seines Gönners gedrungen; dieser war also sofort bereit, ihm mehrere hundert Dollars vorzustrecken. Um denselben sicher zu stellen, ließ sich Garfield in eine Lebensversicherung aufnehmen und übersandte ihm die Police mit den Worten: „Wenn ich am Leben bleibe, werde ich Sie bezahlen; wenn ich sterbe, so verlieren Sie ebenfalls nichts.“

Im Jahre 1856 empfing er am Schlusse seines zweijährigen Kursus das höchste Ehren-Diplom, welches die Universität erteilte. Er besaß jetzt, als das Resultat seiner rastlosen, beinahe zwanzigjährigen Arbeit, eine gute Erziehung, einen fadenscheinigen Anzug, ein paar Dutzend Schulbücher, sein Diplom und eine Schuld von vierhundert und fünfzig Dollars. Aber es fand sich auch bald ein geeignetes Feld für ihn. Er kehrte, seinem Versprechen gemäß, in das Gymnasium zu Hiram zurück, wo er zum Lehrer des Lateinischen und Griechischen ernannt wurde. Sehr bald erwarb er sich in dieser Stellung einen großen Ruf, und Schüler aus allen Teilen des Landes besuchten das Gymnasium zu Hiram.

Und die Mutter? Sie hatte mit Furcht und großer Freude aus der Ferne das Lob ihres Sohnes vernommen. Aber nachdem sie ihm, als er die Universität verließ, ins Auge gesehen hatte, war ihre Furcht gewichen; denn sie war überzeugt worden, daß der gefeierte Jüngling, der noch vor zehn Jahren als Eseltreiber diente, seine Einfalt und Gottesfurcht nicht eingebüßt hatte.

4. Das gesegnete Wirken seiner Mannesjahre.

James Garfield hatte nunmehr den Fuß auf die erste Sprosse seiner Ruhmesleiter gesetzt; und wir werden Gelegenheit haben, zu sehen, wie schnell er emporstieg und bis zur höchsten Spitze gelangte. Im Jahre 1858 heiratete er die uns bereits bekannte junge Dame Lucretia Rudolf. Diese erwies sich bald als eine kräftige Stütze in seinen Studien und seinen Pflichten in der Schule. Es gab für ihn viele Arbeit. Er hielt eine Reihe von Vorlesungen,

nahm teil an Streitfragen von allgemeinem Interesse, predigte häufig an den Sonntagen in den Kirchen der Umgegend und gab täglich Unterricht in fünf bis sechs Klassen, während er zugleich die ganze finanzielle Leitung der Anstalt unter sich hatte und sich nebenbei noch mit Eifer dem Studium der Rechtswissenschaften widmete. Auch schrieb er mehrere größere und kleinere Werke, von denen einige von nicht geringer Bedeutung waren. Seine Popularität wuchs mit jedem Tage, so daß er am Ende des Jahres zum Direktor der Anstalt ernannt wurde.

Er war in der That ein tüchtiger Lehrer, aber zugleich auch ein gewissenhafter Erzieher der Jugend. Er besaß die Liebe und Achtung seiner Schüler in hohem Maße. In allem war er ihr Vorbild. Manche Männer, die jetzt höhere Stellungen bekleiden, verdanken ihm ihre Ausbildung. Sein Privatleben war ein makelloses, sein Gemüt hochherzig und edel, seine persönliche Erscheinung achtunggebietend und anziehend, seine Rechtlichkeit über allen Zweifel erhaben. Er war ein Redner mit den warmen Gefühlen und dem eisernen Willen, wodurch große Massen in Bewegung gesetzt werden können. Es war daher ganz natürlich, daß man sich in der heranbrechenden stürmischen Zeit daran gewöhnte, ihn als Führer zu betrachten. Bis zum Jahre 1858 hatte er sich im allgemeinen wenig um öffentliche Angelegenheiten gekümmert. Als aber die Sklavenfrage zu einer brennenden wurde, fühlte auch er sich ins politische Leben gezogen. Er sah, daß ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Freiheit und Sklaverei im Ausbruche war; und mit der ihm eigenen Energie stellte er sich auf den Kampfplatz. Zwei Parteien

— die republikanische, welche die Sklaverei verabscheute, und die demokratische, welche der Beibehaltung derselben das Wort redete — standen sich gegenüber. Durch Wort und Schrift machte Garfield seine Überzeugung in der kräftigsten Weise geltend. Das hatte zur Folge, daß er von seinem Heimatsstaate zum Vertreter in den gesetzgebenden Körper, der in Columbus tagte, gewählt wurde.

Im Jahre 1859 wurde er von der Fakultät des Williams-College, wo er drei Jahre früher sein Abgangsexamen so glänzend bestanden hatte, aufgefordert, bei einer gewissen Feier eine Rede zu halten. In Begleitung seiner Frau trat er diese Reise an. Die Rede, die er in der Aula der Universität hielt, fand großen Beifall; und wie sein Ruf im Westen sich schon längst befestigt hatte, so gehörte sein Name jetzt auch zu den gefeiertsten des Ostens. Kaum war er von seiner Reise zurückgekehrt, so wählte ihn Ohio zum Staatssenator. Obgleich erst 28 Jahre alt, so zeigte er doch bald, daß er in Sachen der Gesetzgebung außergewöhnlich gut Bescheid wußte.

Im Jahre 1861 wurde Abraham Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Kurz nachher brach der Bürgerkrieg aus. Lincoln, der wie Garfield von niederem Stande sich zu den höchsten Ehren emporgeschwungen hatte, fand in letzterem eine kräftige Stütze. Als der Präsident den Aufruf zum Kampf hatte ergehen lassen und die nötige Unterstützung der Staaten begehrte, erhob sich Garfield unter seinen Amtsgenossen und stellte unter donnerndem Beifallssturm den Antrag, daß sich der Staat Ohio bereit erkläre, 20,000 Soldaten zu stellen und drei Millionen Dollars für Kriegszwecke zu zahlen.

Man rüstete. Garfield legte die Leitung des Hiram-Colleges in die Hände seines Nachfolgers und stellte sich der Nationalregierung zur Verfügung. Dennison, der Gouverneur von Ohio, bot ihm den Oberbefehl eines Regiments an, zu welchem sich viele seiner früheren Schüler gemeldet hatten. Nach kurzer Überlegung nahm er denselben an. An der Spitze seines aus Freiwilligen bestehenden Regiments begann er sofort mit der ihm eigenen Energie, sich die theoretischen und praktischen Kenntnisse der Kriegskunst anzueignen. Dann rückte er mit seinen Truppen der weit überlegenen Mannschaft des Generals Marschall entgegen und zwang diesen nach einem hartnäckigen Gefecht, sich nach Virginien zurückzuziehen. Es war ein fast unglaublicher Sieg. 1100 müde und abgespannte Männer, die ohne Kanonen über gefällte Bäume und starke Befestigungen einen felsigen Berg erstürmten, behielten das Feld gegen 5000 frische Truppen, deren Hauptmacht sich auf zwei Hügelrücken auf dem linken Ufer des Middle Creek postiert hatte, während eine Batterie von zwölf Kanonen die Straße bestrich, auf der die Unionstruppen heranrücken mußten. Garfield erriet sofort, daß seine Mannschaft in Gefahr war, zwischen zwei Feuer zu kommen und gänzlich aufgerieben zu werden. Er handelte daher schnell und entschlossen. Etwa hundert seiner Studenten erhielten den Auftrag, den Fluß zu durchwaten, den Hügel zu erklimmen, von dem das stärkste Feuer kam, und den Kampf zu beginnen. Mutig springt die kleine Schar in den Bach, wo das eisige Wasser ihnen bis an die Hüfte reicht, und klettert, sich an das herabhängende Gestrüpp klammernd, die steile Anhöhe hinauf.

Auf der Hälfte des Weges schwirren ihnen schon die Kugeln aus wenigstens 200 Gewehren entgegen; doch, anstatt sich beirren zu lassen, springen sie von Baum zu Baum und erreichen endlich die Spitze. Hier sehen sie sich Tausenden von Feinden gegenüber, die, aus ihrem Versteck hervorbrechend, ihr verheerendes Feuer auf die kleine Schar ausschütten. Für einen Augenblick wanken die Mutigen; allein das Kommandowort ihres Führers genügt, das Gefecht fortzusetzen. Doch sicher würde ihr Untergang besiegelt gewesen sein, wenn Garfield ihnen nicht den Oberst Cranor zur rechten Zeit mit 500 Mann zu Hilfe geschickt hätte. Diese, ihre Patronentaschen über ihre Köpfe haltend, stürzten sich in den Bach, dann den Berg hinauf und in den Kampf mit dem Rufe: „Hurra! Es leben die Studenten von Hiram!“ Allein ihre Stimmen verstummten bald, denn ein Kugelregen aus 4000 Gewehrläufen vereinigt sich auf das mutige Häuflein.

„Das darf nicht länger so fortdauern. Wer will den andern Hügel nehmen?“ ruft Garfield.

„Wir wollen es thun; wir kennen hier jeden Weg und Steg,“ ruft Oberst Marron vom 22. Kentucky-Regiment. Und mit Todesverachtung klettern die mutigen Soldaten den Berg hinauf. Jetzt sind sie durch das Gebüsch, dann durch die dichtbelaubten Bäume verdeckt, dann wieder in einer engen Öffnung dem Feinde bloßgestellt; endlich ist die Höhe erreicht. Hin und her wogt das Getümmel. Bald sind die Unionstruppen auf dem Berge, bald werden sie wieder zurückgetrieben. Und so geht die blutige Arbeit weiter, bis die untergehende Sonne die dichten Reihen der Rebellen bescheint, wie sie herniedersteigen, um die müden

Elfhundert zu umzingeln. In diesem Augenblicke konnte man zwei Führer sehen, die — der eine auf dieser, der andere auf jener Felsenhöhe stehend — mit gemischten Gefühlen auf die Schlachtreihen hinabschauten.

Der eine trug die blauen Farben der Union und hatte, von einigen seiner Leute umgeben, auf einem hervorragenden Felsen Platz genommen. Er sieht das ungestüme Vorwärtsdringen des Feindes und ist einige Augenblicke wie in Nachdenken versunken. Dann aber zieht er seinen Überrock aus, hängt denselben an einen Baum und ruft seinen Leuten zu: „Vorwärts, ihr Burschen! wir müssen ihnen entgegen.“

Der andere zeigte sich in der grauen Uniform der Aufständischen. Auf der Spitze des gegenüber liegenden Berges stehend, schaut er durch ein Fernglas nach dem Norden aus, wo er eine ihm höchst verdächtige Bewegung wahrnimmt. Plötzlich wendet er sein Pferd um und erteilt seinen Leuten sofort den Befehl zu schleunigem Rückzuge. Es ist sein letzter Befehl; denn von sechs Kugeln getroffen, stürzt der Krieger des Südens tot zu Boden. Jener in der blauen Uniform aber schaut in diesem Augenblicke das stolz flatternde Sternenbanner der Union durch die Bäume. Es ist ein zu Hilfe kommendes Regiment, welches wie ein Wirbelwind heranstürmt und die Luft mit lautem Rufe erfüllt. Die müden Elfhundert stimmen ein; und dann nach einer hitzigen Verfolgung ertönt das Siegesgeschrei.

Als Präsident Lincoln die Siegesnachricht empfing, fragte er einen hervorragenden Offizier: „Wissen Sie, warum Garfield in zwei Wochen das vollbracht hat, wozu einer von euch regulären Soldaten zwei Monate gebraucht

haben würde? Ich will es Ihnen sagen: Der Grund liegt darin, daß er als Knabe auf sich selbst angewiesen war."

Unmittelbar danach wurde Garfield zum Brigade-General befördert. Jedoch erlaubt es der Raum dieses Büchleins nicht, die militärische Laufbahn dieses seltsamen Mannes in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Wir müssen uns darauf beschränken, unsern jungen Lesern nur noch einige bedeutende Momente aus dieser Zeit mitzuteilen. Eines Tages befand sich unser Freund in der Lage, eine geheime Depesche an einen andern General abschicken zu müssen. Er bedurfte dazu eines mutigen, vorsichtigen und ihm treu ergebenen Mannes; denn das Unternehmen war höchst gefährlich. Während er nun, darüber nachsinnend, vor seinem Zelte stand, näherte sich ihm ein kräftig gebauter Mensch, reichte ihm, wie einem alten Bekannten, lachend die Hand und sagte in einer derben, traulichen Weise: „Guten Tag, Jim! Ich denke, Ihr werdet doch Euern alten Kameraden nicht vergessen haben."

Garfield betrachtete den Mann mit einiger Überraschung; aber obwohl er in dem bärtigen Gesichte einige bekannte Züge zu entdecken meinte, so erinnerte er sich doch nicht, mit dem Gesellen je auf einem vertrauten Fuße gestanden zu haben. Dieser aber fuhr in seiner früheren Weise fort: „Erinnert Ihr Euch nicht mehr, daß wir beide einmal auf dem Kanalboote gedient haben?"

„Ah! Ihr seid Harry Brown," rief Garfield.

„Der bin ich," antwortete der Fremdling, nochmals die Hand des Generals schüttelnd. „Und nun, da ich Soldat geworden bin und vernommen habe, daß Ihr's bis zum General gebracht habt, da konnte ich mir's nicht ver-

sagen, Euch aufzusuchen und Euch zu fragen, ob Ihr mich nicht gebrauchen könnt; denn nächst Gott verdanke ich es Euch, daß ich ein ordentlicher Mensch geworden bin."

Da schoß ein Gedanke durch den Kopf des Generals. Er erinnerte sich jetzt des gutmütigen, ehrlichen Burschen ganz lebhaft und zweifelte keinen Augenblick, daß er in ihm den Mann gefunden habe, den er brauchte. Nach kurzem Überlegen sagte er daher: „Gut, ich suche jemand, den ich als Kurier und Spion gebrauchen kann. Wollt Ihr diesen Posten annehmen, Harry Brown?" Der Angeredete willigte sofort ein, und die Sache war abgemacht. Harry verließ eine Stunde später das Lager und führte den ihm gewordenen Auftrag zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten aus.

Nach dem Siege bei Middle Creek war die Mannschaft sehr erschöpft und der Mundvorrat zum großen Teil verzehrt. Die Wege waren durch einen mehrtägigen Regen so durchweicht, daß man sich kaum vorwärts bewegen konnte; und da der Sandy-Fluß zu einem ungestümen Strome angeschwollen war, so wurde es fast zur Unmöglichkeit, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Garfield machte den Vorschlag, mit einem Kahn über den Fluß zu setzen, weil das der kürzeste Weg sei, um Proviant zu erlangen. Doch die ältesten Bootsleute rieten von einem so gefährlichen Unternehmen gänzlich ab.

„Harry Brown! Was denkt Ihr darüber?" fragte Garfield seinen Kurier und Spion. „Alle versichern, daß man durch eine Überfahrt dem sichern Tode entgegen gehe; aber ich denke, wir beide wissen doch auch, was ein Boot ausrichten kann."

„Nun, ich möchte freilich nicht gern meinen Tod in den Wellen finden," war die Antwort. „Aber, General, wenn Ihr's wagen wollt, so fahre ich mit Euch.

In dem nächsten Augenblicke stiegen beide in das kleine Fahrzeug, und der Kampf mit den ungestümen Wogen begann. Es bedurfte einer großen Geschicklichkeit, um sich hindurch zu winden; aber dennoch erreichten sie mit Gottes Hilfe die Mündung des Flusses. Zur nicht geringen Freude des Generals fanden sie hier ein Dampfboot, welches sich auf dem Wege nach Catletsburg befand. Nachdem man nahe genug gekommen war, redete Garfield den Kapitän mit den Worten an: „Ich sehe mich genötigt, Ihr Schiff in Beschlag zu nehmen, Kapitän, um meinen Truppen Proviant zu bringen."

„Das Fahrzeug ist nicht stark genug, um einer so reißenden Strömung entgegen fahren zu können," sagte der Kapitän, der als ein Gesinnungsgenosse der Aufständischen dem Unionsheere lieber den Tod, als alles andere wünschte. „Wir würden ja mit Mann und Maus untergehen."

„Dennoch muß ich Ihr Fahrzeug haben; und ich selbst werde den Befehl übernehmen," sagte Garfield bestimmt, stieg, ohne weiter ein Wort zu verlieren, an Bord und rief einen jeden der Mannschaft auf seinen Posten, während Harry Brown beim Bugspriet seinen Platz einnahm, um das eine Auge auf die treibenden Baumstämme und das andere auf den mürrischen Kapitän zu richten. Die Fahrt ging denn auch ohne Unfall vorwärts; aber mit Anbruch der Nacht verlangte der Kapitän, daß das Schiff bis zum frühen Morgen liegen bleibe, da es unmöglich sei, die Fahrt im Finstern fortzusetzen.

„Sie vergessen, mein Herr, daß ich heute der Kapitän des Schiffes bin,“ entgegnete Garfield ruhig und fest. „Thun Sie nur Ihre Pflicht; die meinige kenne ich.“

Und vorwärts ging's. Eine Zeitlang blieb alles in Ordnung. Doch plötzlich fühlte man einen heftigen Stoß; das Schiff saß auf einer Sandbank fest. Was nun beginnen? Die gewöhnlichen Mittel wurden angewandt, blieben aber ohne Erfolg. Garfield forderte den Kapitän auf, mit einem Tau ans Ufer zu schwimmen; doch derselbe versicherte, daß es bei einem solchen Wetter eine Unmöglichkeit sei.

„Dann werde ich es thun,“ sagte Garfield, indem er seinem Gefährten Harry Brown winkte, ihm zu folgen.

Nachdem sie ein starkes Tau am Schiff befestigt hatten, schwammen sie mit dem andern Ende desselben an das Ufer. Es war in der That ein Kampf mit den wilden Wogen auf Leben und Tod; aber nichtsdestoweniger erreichten sie das Ufer, zimmerten dort eine Art Winde und machten damit nach einer kurzen, aber gewaltigen Anstrengung das Schiff wieder flott. Nachdem sie ins Schiff zurückgekehrt waren, wurde die Fahrt fortgesetzt. Garfield war von Samstag Mittag bis Montag Morgen um 9 Uhr ununterbrochen in Thätigkeit gewesen; aber nun war er auch wieder bei seinen Truppen, die soeben ihren letzten Vorrat aufgezehrt hatten. Man kann daher begreifen, mit welchem Jubel sie ihren General empfingen, der sich solchen Gefahren ausgesetzt hatte, um ihnen Lebensmittel zu verschaffen.

Garfields letzte und bedeutungsvollste Waffenthat war seine Beteiligung an der ruhmreichen Schlacht bei Chicka=

mauga, zu welcher er den Plan entworfen und die er durch sein persönliches Eingreifen entscheiden half. General Rosenkranz hatte den Tennessee überschritten und den Feind aus Chatanooga vertrieben. Infolge eines ungenauen Befehls wäre dennoch die Schlacht für die Unionstruppen beinahe verloren gewesen. Schon war in ihrer Linie eine Lücke entstanden, in welche eine feindliche Division eingedrungen war; der rechte Flügel begann zu wanken. Da man fürchten mußte, daß auch der von General Thomas kommandierte linke Flügel mit in die Flucht gerissen werden würde, so erbat und erhielt Garfield die Erlaubnis, sich persönlich an Ort und Stelle nach der wahren Sachlage zu erkundigen und nach Möglichkeit einzugreifen. Es war ein langer und gefährlicher Ritt. Ein Kapitän und zwei Ordonnanz-Offiziere begleiteten ihn. Man mußte einen großen Umweg machen, um nicht vom Feinde entdeckt zu werden. Dennoch streiften sie bei Rosville so nahe an das Schlachtfeld, daß sie jeden einzelnen Schuß hören konnten. Hinter dem ihnen gegenüber liegenden Hügel befand sich der greise General Thomas; aber wie ihn erreichen? Eine Baumwollen-Plantage trennte sie noch von diesem Hügel; um dieselbe zu durchreiten, mußten sie sich dem heftigsten Kugelregen der Aufständischen aussetzen. Garfield hatte ein ausgezeichnetes Pferd. Er entschloß sich, den Ritt zu wagen, und führte ihn aus mit der Schnelligkeit des Blitzes. Der Feind feuerte unaufhörlich; und der kühne Reiter wäre sicher trotz seiner gewandten Schwenkungen und Wendungen ein Kind des Todes gewesen, wenn nicht Gott über sein Leben gewacht hätte. Unter dem heftigsten Kugelregen erreichte er die

Spitze des Hügels. Sein wackeres Pferd war zweimal verwundet worden; aber der Schmerz der Wunden hatte dessen Schnelligkeit verdoppelt. Seine Begleiter waren zurückgeblieben, und Garfield setzte seinen Ritt bis zum Ziele allein fort. Er sah den General inmitten seiner Offiziere, sprang von seinem Pferde, welches noch einige Schritte that und dann tot zu Boden stürzte, und warf sich seinem greisen Waffengefährten in die Arme. Nachdem er denselben nach kurzer Begrüßung über die Sachlage auf dem rechten Flügel in Kenntnis gesetzt hatte, wurden auf Garfields Ratschläge verschiedene, sehr vorteilhafte Bewegungen ausgeführt. Infolgedessen behauptete General Thomas sich so lange in seiner Stellung, bis General Rosenkranz auf dem rechten Flügel seine zerstreuten Truppen wieder gesammelt hatte und die drohende Niederlage in einen entschiedenen Sieg der Unions-Armee verwandelt wurde.

5. Die letzte Stufe und der Tod.

Fast unmittelbar nach der siegreichen Schlacht bei Chickamauga wurde Garfield von den Wählern seines Distriktes in den Kongreß gesandt. Anfangs zögerte er, diese Wahl anzunehmen, entschloß sich aber endlich doch dazu auf Drängen des Präsidenten Lincoln, der eines so erfahrenen und umsichtigen Mannes zur Stütze gegen die Widersacher seines Regierungssystems bedurfte. Seit dem 7. Dezbr. 1863 nahm er ununterbrochen an den zahlreichen stürmischen Debatten des Repräsentantenhauses im Kongreß den lebhaftesten Anteil; und bei allen Verhandlungen erwies er sich als ein Mann von umfassendem Wissen und gründlicher Bildung. Kein Wunder, daß die

republikanische Partei ihn zu ihrem Führer wählte, und die demokratische Partei ihn als ihren stärksten Gegner betrachtete, dem sie, wie schneidig seine Worte auch sein mochten, dennoch ihre Achtung nicht versagen konnte. Die Macht seiner hinreißenden Beredsamkeit war eine nahezu allgewaltige und übte nicht nur im Kongreß, sondern auch bei vorkommenden Gelegenheiten auf die Massen des Volkes einen entscheidenden Einfluß aus.

Der 14. April 1865 war ein Tag allgemeiner Trauer für die Vereinigten Staaten. Der edle Präsident Lincoln war ermordet worden. Die republikanische Partei hatte den Sieg davon getragen. Die Sklaverei war abgeschafft; und die unzufriedenen Gegner hatten sich schmollend zurückgezogen. Ihrer Erbitterung war endlich der allgemein geliebte Präsident zum Opfer gefallen.

Beim ersten Bekanntwerden dieser Schreckensnachricht wogte, gleich der sturmgepeitschten See, eine unabsehbare Volksmenge durch die Straßen der Stadt New York. Das erwachte Rachegefühl einer ganzen Nation suchte sich an einem jeden zu kühlen, der als ein Gegner Lincolns bekannt war. Gegen 20,000 Menschen hatten sich vor der Börse versammelt, um auf das Eintreffen von Nachrichten aus Washington zu warten. Der wilde Geist der Empörung leuchtete aus aller Blicken, und niemand war da, um die wütenden Massen zu beruhigen.

In einer der Nebenstraßen lagen zwei Männer mit klaffenden Wunden in ihrem Blute. Der eine war bereits tot, der andere röchelte in den letzten Zügen; der eine lag auf dem Steinpflaster, der andere in der Straßengosse. An ihnen hatte sich die Wut des Volkes gerächt, denn noch

vor wenigen Augenblicken hatten sie das verhängnisvolle Wort gesprochen: „Lincoln hätte schon längst erschossen werden sollen."

Es war ihre letzte Äußerung gewesen. Zwei lange Balken wurden über den Köpfen der Menge aufgerichtet. Dieselben waren in der Form eines × gekreuzt, und von ihrem Verbindungspunkte hing eine Schlinge herab. Ein Dutzend wild aussehender Männer trugen das Gerüst durch die Menge, während auf allen Seiten der Ruf „Rache" laut wurde. Da sich besonders eine New Yorker Zeitung "The World" durch Angriffe gegen Lincoln verhaßt gemacht hatte, so begaben sich 8—10,000 Menschen auf den Weg nach der Druckerei dieses Blattes; und das wüste Gebrüll der Massen gab Kunde von dem, was man zu thun beabsichtigte. Es war ein kritischer Moment. Weder die Polizei, noch das Militär vermochten hier etwas auszurichten. So eben war eine Depesche aus Washington gekommen. Sie wurde vorgelesen. Die dadurch entstandene augenblickliche Stille benutzend, stieg ein kräftig gebauter Mann auf die oberste Stufe einer Haustreppe, erhob den rechten Arm gen Himmel und rief mit einer Donnerstimme in feierlichem Tone: „Mitbürger! Wolken und Dunkel ist um Ihn her; Gerechtigkeit und Gericht ist Seines Stuhles Festung. Doch auch Güte und Wahrheit gehen her vor Seinem Angesicht. Mitbürger! Gott regiert, und die Regierung von Washington lebt noch."

Die Wirkung dieser Worte war eine außerordentliche. Die Menge, so eben noch in dem Zustande der höchsten Aufregung, stand jetzt wie angewurzelt und schaute mit

seltsamen Gefühlen auf die fast regungslose Gestalt des Redners. Es war der Triumph eines rechtzeitigen, todesmutigen Eingreifens. Wie ein Lauffeuer ging von Mund zu Mund die Frage, wer denn eigentlich der kühne Fremdling sei; und die Antwort lautete: „General Garfield von Ohio."

Von diesem Tage an richteten sich viele Augen auf James Garfield. — Sehr bald stieg er bis zum Ehrenamte eines Senators der Ver. Staaten.

Das Jahr 1880 brachte den wichtigsten Wendepunkt in Garfields Leben. Er betrat unverhofft die letzte Stufe auf jener Leiter, auf welcher ihn sein unermüdliches Streben zu immer höhern Zielen geführt hatte. Die bisherige Präsidentschaft neigte sich ihrem Ende zu, und die so tumultuarischen Wahlkämpfe nahm ihren Anfang. In Chicago versammelten sich die aus den verschiedenen Staaten gesandten Glieder der republikanischen National-Konvention. Auch Garfield gehörte dazu und empfahl mit seiner hinreißenden Beredsamkeit den als Kandidaten aufgestellten John Sherman, während seine Gegner für Grant zu stimmen suchten. Die Unterhandlungen zogen sich sechs Tage hin, ohne daß sich der Sieg auf die eine oder die andere Seite neigte. Die Zahl der Zehntausende, die den Saal füllte, lauschte mit Spannung auf das „Für" und „Wider" der streitenden Parteien. Da richteten sich mit stets wachsendem Interesse die Blicke aller auf General Garfield. Sobald er in den letzten Tagen seinen Fuß in die Halle setzte, wurde er mit lautem Beifall begrüßt; und als trotz allem Hin- und Herstreiten keiner der beiden Kandidaten den Sieg davontrug, da erzitterte, als am sechsten

Tage Garfield selbst als Kandidat vorgeschlagen wurde, das dreitürmige Gebäude unter dem nicht endenwollenden Beifallssturme der Menge.

Nun begannen im Lande die heißen Tage des Wahlkampfes. Jede Partei strengte die äußersten Kräfte an, die Erwählung ihres Kandidaten durchzusetzen. Und als die Tage des Novembers kamen, und das Volk an der Wahlurne sich für Garfield entschied, da sah sich auf den Präsidentenstuhl ein Mann berufen, der sich selbst die Achtung der erbittertsten Gegner zu verschaffen wußte.

Aber wo befand sich in der Stunde der Entscheidung der Held des Tages?

Begleite mich, mein junger Leser, in die einfache Wohnung seiner vielgeliebten, gottesfürchtigen alten Mutter. Sobald er den Ausfall der Wahl vernommen hatte, war er dem Gewühl der Menschen entronnen und mit einem Eisenbahn-Schnellzuge zur Mutter geeilt, die durch sein plötzliches Erscheinen nicht wenig überrascht wurde. Als sie von seinen zitternden Lippen die Kunde vernahm, daß man ihn zum Präsidenten gewählt habe, da legte sie segnend ihre Hände auf sein Haupt; und was in ihrem Herzen vorging, davon zeugten ihre thränenfeuchten, gen Himmel gerichteten Augen. Vier Monate später (4. März 1881) begab er sich nach der Bundeshauptstadt, um sein Amt anzutreten. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Welche Fülle von Empfindungen mochten sein Herz durchströmen, als er, der seine Jugend unter mancherlei Entbehrungen in einer „Blockhütte" zugebracht hatte, jetzt die Schwelle des „Weißen Hauses" überschritt!

In der That hat Garfield durch sein Leben bewiesen, daß redliche, unermüdliche Arbeit die höchsten Erfolge erzielt. Er gehörte nicht zu der Zahl derer, die sich Sozialdemokraten nennen, und die, anstatt zu arbeiten, lieber über die Besitzenden schimpfen und herumlungernd ihren letzten Cent verprassen, sondern er arbeitete, was ihm zu thun angewiesen wurde, und erwies sich eifrig, fleißig und treu selbst in dem niedrigsten Berufe. Wie wenig er auch verdienen mochte, so erübrigte er dennoch die Mittel, um sich eine höhere Bildung, eine größere Summe von Kenntnissen zu verschaffen. Aus einem armen Bauernjungen und Eseltreiber ward er — und alles durch sein eigenes, eifriges Bemühen, durch eisernen Fleiß — zunächst ein Dorfschullehrer, dann ein Gymnasiast, dann ein Gelehrter, dem die alten und neuen Sprachen geläufig waren, so daß es in dem Kongreß nur wenige gab, die ihm an Kenntnissen ebenbürtig, geschweige denn überlegen waren. Und dafür schuldete er keinem andern Menschen Dank, als sich selbst. O möchten doch unsere „Arbeiter," anstatt auf die Stimme ihrer Verführer zu achten, dem Beispiele dieses Mannes folgen, der ein „Arbeiter" war im edelsten Sinne des Wortes!

Er verhehlte es sich nicht, daß es nichts Geringes sei, an die Spitze eines aus so vielen Nationen zusammengesetzten Volkes berufen zu sein, und zwar in einer Zeit der allgemeinen Gährung. Der Tag seines Amtsantrittes war der Beginn neuer Kämpfe. Im Senat begegnete er der heftigsten Opposition seiner Gegner, weil er mit fester Hand eingriff, um der bisherigen Stellenjägerei ein Ende zu machen. Selbstredend mußten daher viele, die bisher

als Günstlinge der Senatoren bekannt waren, auf ein einträgliches Amt verzichten und gewissenhaften Beamten Platz machen. Mit Ernst sorgte er für die Hebung des Post- und Schulwesens und trat dem immer mehr um sich greifenden Unwesen in der Verwaltung mit einer Kraft entgegen, die ihm eine Menge Feinde zuzog. Doch er fürchtete Gott, und darum fürchtete er die Menschen nicht; und da es sein Streben war, daß er nicht einer Partei, sondern dem ganzen Volke dienen wollte, so setzte er mit einem guten Gewissen und mit ungebeugtem Mute seinen Weg fort.

Es war am Morgen des zweiten Juli 1882, als man den Präsidenten in Begleitung des Staatssekretärs Blaine im offenen Wagen durch die Straßen von Washington nach der Station der Baltimore-Potomak-Bahn fahren sah, um seiner noch nicht ganz genesenen Gattin in Long Branch einen Besuch zu machen. Hier ereilte ihn ein schreckliches Verhängnis. Er war kaum in den Wartesaal getreten, als ein zweiter Wagen heranrollte, aus welchem ein junger Mann ausstieg, der ebenfalls in den Saal trat, mit Hast auf Garfield zuschritt und aus unmittelbarer Nähe zwei Schüsse auf ihn abfeuerte. Ach! nur zu gut hatten die beiden Kugeln ihr Ziel erreicht. Während Blaine und andere Umstehende dem schwer verwundeten Präsidenten zu Hilfe eilten, verließ der elende Mordbube ruhig den Wartesaal und ließ sich dann ohne Widerstand verhaften und in das Distriktsgefängnis führen. Dort gab er seinen Namen als Charles Guiteau an und fügte hinzu, daß er den Mord begangen habe, weil er einen Regierungswechsel für nötig erachte.

Der Verwundete, der durch die zweite Kugel zu Boden gestreckt worden war, blieb bei vollem Bewußtsein und schien anfänglich keine besonderen Schmerzen zu leiden. Sein Puls schlug indes sehr langsam, und sein Gesicht nahm eine aschgraue Farbe an. Er sprach den Wunsch aus, daß man seine Gattin auf möglichst schonende Weise von seiner Verwundung in Kenntnis setzen möchte. Dann wurde nach einer flüchtigen Untersuchung der Wunden die Zurückführung nach dem Weißen Hause angeordnet.

Am Nachmittage wurde das Befinden des Verwundeten bedenklicher. Der Puls nahm ein immer rascheres Tempo an, die Schmerzen mehrten sich. Er wurde sichtlich schwächer; der Bote des Todes schien sich angemeldet zu haben. Die angewandten Mittel zeigten indes einen günstigen Erfolg, der Puls ging langsamer, die Blutung hörte auf, und der Kranke fiel in einen ruhigen Schlummer. Am folgenden Morgen wurde nach einer nochmaligen Untersuchung der Zustand des Verwundeten als hoffnungsvoll geschildert. Am Nachmittage trat jedoch leider wieder eine Veränderung ein, und die Schmerzen nahmen wieder bedeutend zu; und obgleich etliche Stunden nachher eine scheinbare Besserung erfolgte, so machte dieselbe doch eben so schnell wieder einer gänzlichen Hoffnungslosigkeit Platz. In dieser Weise schwankte der Kranke lange zwischen Leben und Tod.

Ein Schrei des Schreckens und der Entrüstung erscholl bei der Kunde des Präsidentenmordes durch das ganze Land und fand ein lautes Echo im Auslande. Kurz vor dem Attentate würde niemand ein so scheußliches Verbrechen für möglich gehalten haben. Überall herrschte

die größte Bestürzung. Natürlich wirkte die Schreckenskunde vor allem niederschmetternd auf die kaum genesene Gattin in Long Branch. Mit einem Extrazuge, der mit einer Schnelligkeit von 80 engl. Meilen die Stunde dahinraste, fuhr sie nach Washington, um ihren Platz an dem Lager ihres totwunden Gatten einzunehmen. Wer vermöchte die Rührung der beiden Gatten bei ihrem ersten Wiedersehen zu schildern? Nur mit der äußersten Anstrengung vermochte die selbst noch schwächliche, hinfällige Frau ihre Fassung zu bewahren. Sie raffte sich mit allen Kräften auf und setzte sich an das Lager des tödlich getroffenen Mannes mit einer Ruhe und zuversichtlichen Miene, die nur der Gott alles Trostes zu wirken vermag. Man ließ beide eine halbe Stunde allein; und was in diesen kurzen Augenblicken — dem Menschenauge verborgen — zwischen ihren Seelen und Ihm, der dem Tode die Macht genommen und Leben und Unsterblichkeit ans Licht gebracht hat, vorging, davon zeugten nachher die glänzenden Blicke des Verwundeten und der stille, ergebene Sinn seiner treuen Gefährtin, die bis an den Tod nicht von der Seite ihres Mannes wich. In den Kirchen und in den verschiedenen religiösen Versammlungsstätten stiegen unaufhörlich Gebete zum Himmel für das schwer geprüfte Ehepaar. Von allen Teilen Europas liefen Telegramme ein, die eine allgemeine Teilnahme bezeugten; und aus den Vereinigten Staaten selbst trafen mit jeder Post unzählige Briefe ein, welche von der Trauer des Volkes zeugten. Von dem Mörder dagegen sprach man überall mit Entrüstung; sein Gefängnis mußte sogar, um ihn vor der Volksrache zu schützen, sorgfältig bewacht werden.

Guiteau war in Illinois geboren und 40 Jahre alt, als er den Meuchelmord beging. Von Jugend an war er als ein arbeitsscheuer Tagedieb bekannt, und eine nachlässige Erziehung ließ seine Fehler und Laster immer schärfer hervortreten. Seit zwanzig Jahren führte er das Leben eines Strolches in großem Stile. Als Grund seines Meuchelmordes gab er anfangs an, das Interesse der Nation habe den Tod des Präsidenten erfordert; späterhin aber behauptete er, ausschließlich auf den Befehl Gottes gehandelt zu haben. Im Verhör zeigte er eine Frechheit sondergleichen und gab sich den Anschein eines Fanatikers. Er wurde zum Tode verurteilt.

Für den Verwundeten folgte nun ein Schmerzenstag dem andern. Hoffnung und Bangen wechselten in den nächsten Wochen und Monaten rasch mit einander ab. Oft gab es Tage, wo selbst die Ärzte jede Aussicht auf Genesung verschwunden glaubten; und dennoch ging immer wieder der Todesengel vorüber, und die Wendung zum Bessern war oft so augenscheinlich, daß man sogar in einzelnen Städten den Plan zu einem Dankgottesdienste faßte, um die Genesung des Präsidenten zu feiern. Selbst die Ärzte erklärten am 17. Juli, daß der Patient sich auf dem Wege der Genesung befinde. Jedoch folgten bald mehrere Rückfälle nach einander; und da die Fieberluft in der nächsten Umgebung des Weißen Hauses, sowie die Gluthitze des Sommers das Leiden des Schwerverwundeten bedeutend vermehrten, so gab man, obwohl der Zustand des Kranken ein vollständig hoffnungsloser war, dem Drängen desselben nach und siedelte ihn nach Long Branch über.

Es war ein nebelgrauer Morgen, als man das Weiße Haus verließ. An der Thür stand Frau Garfield mit ihrer Tochter Molly. Auch hier behielt die mutige Frau ihre Fassung, die Tochter aber warf sich laut weinend in die Arme ihrer Mutter, als der zum Tode verwundete Vater vorbei getragen wurde. Über zehntausend stumme Zuschauer hatten sich eingefunden, um dem scheidenden Präsidenten mit feuchten Blicken nachzuschauen; und ebenso umstanden unbedeckten Hauptes unzählbare Volksmassen alle Stationen der Bahnlinie.

Mit Recht hatten die Ärzte gefürchtet, daß die Anstrengungen der Reise von ungünstigen Folgen begleitet sein würden. Anfangs schien gerade das Gegenteil eintreten zu wollen. Die frische Seeluft übte augenscheinlich einen wunderbar stärkenden Einfluß auf den Verwundeten aus. Puls, Blutwärme und Atmung wurden regelmäßiger, und am Sonntag Morgen, den 11. September, lautete der Krankenbericht günstiger, denn je zuvor. In den nächsten Tagen durfte der Verwundete sogar in einem Armstuhl am Fenster sitzen, eine Veränderung, nach welcher er sich schon lange gesehnt hatte. Aber am Samstag, den 17. September, stellte sich wieder ein heftiger Anfall von Schüttelfrost ein, der sich am Sonntag bis zum Delirium steigerte. Immer bestimmter deuteten diese Symptome auf eine Blutvergiftung hin, und den Ärzten wurde es nur zu klar, daß der Patient derartigen erneuten Angriffen würde erliegen müssen.

Die stille Ergebenheit, mit welcher sich der Präsident in sein schreckliches Schicksal fügte, erregte die Bewunderung der Ärzte um so mehr, als sie am besten beurteilen

konnten, welche furchtbaren Schmerzen er litt. Mit vollem Bewußtsein erkannte er, daß der Tod seinem Lager immer näher rückte. Dabei zeigte er sich freundlich und unter den schwersten körperlichen Leiden geduldig gegen seine Umgebung, selbst dann noch, als er erkannte, daß er nicht mehr zu retten sein werde. Woher diese Kraft? Sicher war sein Blick zum Gnadenthron dessen gerichtet, den er, als er sich ehemals aus dem Kanalboot in die Fluten des Eriesees geschleudert sah, in der fürchterlichen Seelenangst gesucht und gefunden hatte. Sicher gab es viele liebliche Erinnerungen für den aus dem Leben scheidenden Präsidenten; aber in der Todesstunde erbleicht und zerrinnt alles, was nicht mit der herrlichen Person Jesu in Verbindung steht und durch Ihn gewirkt ist.

Schon am Montag Morgen bereiteten die ärztlichen Krankenberichte die Bevölkerung auf das Schlimmste vor. Der letzte Hoffnungsfunke war erloschen. Und dennoch wollte niemand dem Gedanken, daß die Todesstunde angebrochen, vollen Glauben schenken. An seinem Sterbebette saß die von tiefstem Schmerze niedergebeugte Gattin mit ihren Kindern. So fest auch das Band der Liebe war, welches die ganze Familie umschlang, und so schmerzvoll auch die Stunde des Abschiedes für sie sein mußte, so baten sie zuletzt doch, daß der Herr den unter seinen Schmerzen stöhnenden Gatten und Vater von seinen Leiden erlösen und zu sich in den Himmel nehmen möge. Und der Herr erhörte ihr Flehen. Am Abend dieses 19. Septembers wurde der Kranke ruhig; sein Auge brach, und über die bleichen Lippen flog der letzte Atemzug. Die schluchzenden Kinder hielten eine Zeitlang den toten Vater umschlungen,

und die Mutter erlag fast ihrem Schmerze. Es kostete der Umgebung Mühe, sie aus der Nähe der Leiche zu führen.

Fünf Minuten später trug bereits der Telegraph durch alle Kulturländer der Erde die Kunde, daß die Vereinigten Staaten ihren Präsidenten durch den Tod verloren hatten. In den Städten der Union selbst verkündete gegen 11 Uhr das Geläute der Glocken, daß ihr gefeiertes Oberhaupt ausgelitten habe. Die Todesnachricht wirkte fast betäubend. Auf allen Lippen schwebte der Name Garfields.

Die Leiche des ermordeten Präsidenten wurde nach Washington gebracht und im Kapitol ausgestellt. Tausende von Menschen zogen in nicht enden wollenden Reihen an der Leiche vorüber, bis endlich der Sarg geschlossen werden mußte. Bevor jedoch dieses geschehen konnte, traten Frau Garfield und ihre Kinder an den Sarg, knieten zur Seite desselben nieder, verharrten in dieser Stellung mehrere Minuten und schritten dann unter dem feierlichen Schweigen der Umgebung in ihren Wagen zurück. Eine Stunde nachher wurde ein Trauergottesdienst abgehalten, und dann der Sarg langsam aufgehoben und zum Bahnhof getragen, der von zahllosen Menschenmassen umgeben war. Langsam setzte sich der Eisenbahnzug in Bewegung und kam Samstag Mittag in Cleveland an. Dort fand am Montag das Begräbnis unter Feierlichkeiten statt, welche es bezeugten, mit welcher Liebe die Bevölkerung an ihrem Präsidenten gehangen hatte.

* * *

So haben wir denn das thatenreiche Leben eines Mannes an unserm Geiste vorüber ziehen lassen, der nach den verschiedensten Seiten hin als ein nachahmungswürdiges Vorbild für jung und alt betrachtet zu werden verdient. Was er geworden war, das verdankte er nächst Gott seinem eisernen Fleiße, seiner unermüdlichen Ausdauer und — seiner frommen, gottesfürchtigen Mutter.

Sicher werden meine jungen Leser dem Lebensgange dieses seltsamen Mannes von der „Blockhütte“ bis zum „Weißen Hause“ mit großem Interesse gefolgt sein. Wie wechselvoll war dieses Leben! Wie viele Schwierigkeiten stellten sich ihm auf seiner Bahn entgegen, um ihn müde und mutlos zu machen und seinen Schritten eine andere Richtung zu geben! Aber der arme Bauernjunge, der Eseltreiber, der Tagelöhner, der Dorfschulmeister, der Gymnasiast und Student, der Gelehrte, der Soldat, der Senator hat jedes Hindernis niedergetreten und siegreich überwunden, bis er zur höchsten Ehre gelangte, die er je unter seinen Landsleuten hätte erreichen können. Doch wunderbar! nur kurze Zeit blieb er im Genuß dieser Ehre. Nach Gottes unerforschlichem, aber weisem Ratschlusse ward durch die Hand eines ruchlosen Buben sein Lebensfaden plötzlich durchschnitten. Im Triumphzuge, unter dem Jubelrufe unabsehbarer Volksmassen, überschritt er, der erkorne Präsident, die Schwelle des Weißen Hauses, — im Trauerzuge, beweint von alt und jung, ward er — Staub von Staub — hinausgetragen zur letzten irdischen Behausung. Der Glanz seines Strebens war erblichen, nicht verloren aber die Frucht seines Schaffens. Ehren wir sein Andenken!

Unleugbar ist das Leben des so frühe Heimgegangenen reich an lichtvollen Momenten; aber vor allen nehmen zwei Momente seines bewegten Lebens in unserer Erinnerung den hervorragendsten Platz ein. Wir denken an jenen folgenschweren Augenblick, wo er, in den Fluten des Eriesees mit dem Tode kämpfend, zu Gott um Rettung schrie und nicht nur die Rettung seines Leibes fand, sondern auch unter dem Eindruck dieser Schreckensscene für seine Seele durch den Glauben an das Opfer Jesu Rettung, Frieden und ewiges Leben davontrug. Und von diesem Augenblicke an sehen wir in ihm einen treuen Bekenner des Evangeliums in allen Wechselfällen seines nachher so ruhmreichen Lebens. — Als zweiter Lichtpunkt in seinem Lebensgange bleibt uns jene feierliche Stunde unvergessen, in der er, als der Erwählte des Volkes aus der Urne hervorgehend, zur greisen Mutter eilte, um in ihrem Segen und in ihrem Gebet die für den hohen Beruf so nötige Kraft zu suchen.

Wir wenden deshalb unsere Blicke von der Blockhütte des barfüßigen Knaben, sowie von dem Weißen Hause des Präsidenten und endlich von der engen Behausung der morschen Hülle ohne Trauer hinweg und schauen empor zu dem über alle irdische Herrlichkeit erhabenen himmlischen Vaterhause, zu der ewigen Wohnstätte derer, die als Verlorne erkauft sind durch das Blut des Lammes. Und von dieser Behausung sagt uns der Herr Jesus selbst: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten."

Garfields Lieblingslied.

1 JESUS, lover of my soul,
Let me to thy bosom fly,
While the billows near me roll,
While the tempest still is high.
Hide me, o my Saviour, hide,
Till the storm of life is past.
Safe into the heaven guide;
O receive my soul at last.

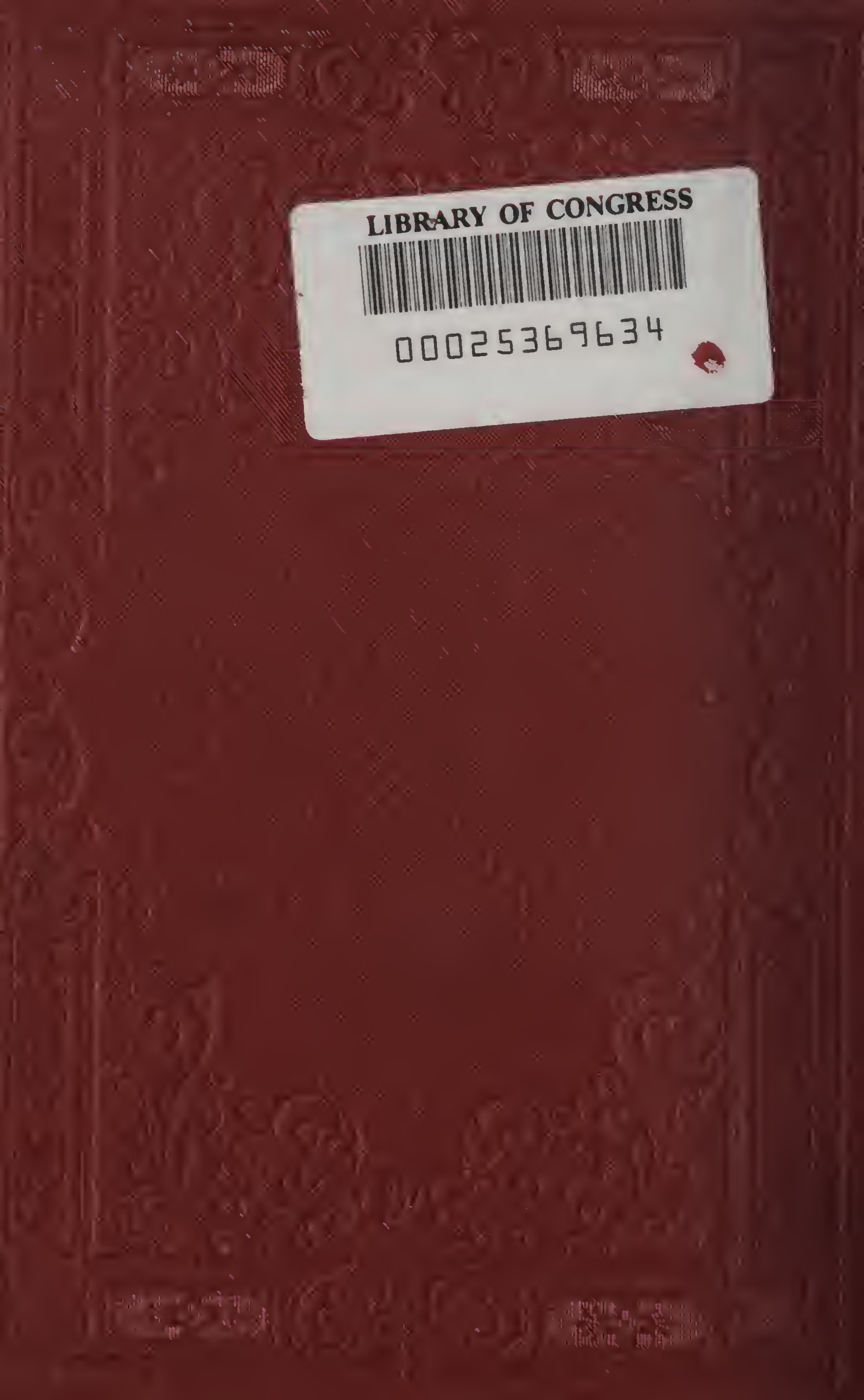
2. Other refuge have I none,
Hangs my helpless soul on thee.
Leave, ah, leave me not alone,
Still support and comfort me.
All my trust on thee is stayed,
All my help from thee I bring.
Cover my defenceless head
With the shadow of thy wing.

3. Thou, o Christ, art all I want:
More than all in thee I find.
Raise the fallen, cheer the faint,
Heal the sick, and lead the blind.
Just and holy is thy name,
I am all unrighteousness;
Vile and full of sin I am,
Thou art full of truth and grace.









LIBRARY OF CONGRESS
00025369634